

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **69 (1989)**

Heft 5

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Urs Bitterli

«Mein einziges Buch, das ich seit Jahren studiere, ist der Mensch . . .»

Zum ersten Band der neuen Pestalozzi-Biographie von Peter Stadler

Unter den herausragenden Gestalten der schweizerischen Geistesgeschichte ist, weit über die Landesgrenzen hinaus, Johann Heinrich Pestalozzi fraglos diejenige mit dem höchsten Bekanntheitsgrad. Dieses Faktum steht in merkwürdigem Widerspruch zur Feststellung, dass die vielen, welche diesen Namen respektvoll nennen, kaum je eine Zeile aus Pestalozzis umfangreichem Werk gelesen haben — vom kleinen Kreis der Spezialisten einmal abgesehen. Der andauernde Ruhm der Persönlichkeit stützt sich in diesem Falle offensichtlich nicht auf eine Kenntnis ihres publizistischen Schaffens, die durch Lektüre an Schulen, Neuauflage der Bücher, Präsenz in den Medien laufend vermittelt und wachgehalten würde. Was sich im kollektiven Bewusstsein der Nation kraft einer stillschweigenden kulturpolitischen Übereinkunft bewahrt hat, ist vielmehr eine Art Phantombild eines Autors, das seinem Werk und dessen Zeitumständen weitgehend enthoben ist. Nicht dass solche Phantombilder nutzlos wären: In der Geschichte des Selbstverständnisses der Völker spielen sie eine wichtige und wohl auch unerlässliche Rolle. Obwohl sich ihre Aussage auf wenige leicht fassliche Merkmale reduziert, ist sie nicht unbedingt falsch: Pestalozzi, der Helfer der Armen, der Menschenbildner, das verkannte Genie, der weltfremde Träumer — solche Charakterisierungen, wie eine Umfrage sie wohl etwa ergeben würde, haben durchaus ihr Zutreffendes. Wenig hilfreich ist ein Phantombild allerdings dann, wenn es sich der Überprüfung an seiner Realität in den Weg stellt.

In seiner Pestalozzi-Biographie, deren erster Band mit dem Untertitel «Von der alten Ordnung zur Revolution» eben erschienen ist, gibt uns der Zürcher Historiker Peter Stadler die Möglichkeit, die allgemeine Achtung, die wir vor Leben und Leistung des bedeutenden Landsmannes empfinden, an der genauen Kenntnis seines historischen Werdeganges konkret zu

überprüfen¹. Stadler nennt seine Darstellung mit Nachdruck eine «geschichtliche Biographie» und gibt damit zu erkennen, dass er Pestalozzis Schaffen in engem Bezug zu dessen gesellschaftlich-politischen Entstehungsbedingungen und jeweiligen Zeitereignissen verstehen und nicht werkimmanent als die allmähliche Ausbildung einer pädagogischen Anthropologie deuten will. Dies wird bereits in den ersten Kapiteln deutlich, die sich eingehend mit Zürich im 18. Jahrhundert befassen und das familiäre und soziale Umfeld, in dem sich der junge Pestalozzi bewegte, vor Augen führen. Pestalozzi gehörte durch seine eigene Herkunft wie vor allem durch seine Verbindung mit der aus angesehenem und wohlhabendem Hause stammenden Anna Schulthess zu den regierungsfähigen Zürcher Familien, und er hätte die solide und einträgliche Laufbahn eines in Handelsgeschäften tätigen Bürgers beschreiten können. Aber früh machte sich bei ihm jene Neigung zum Aussenseitertum bemerkbar, die sein ganzes Leben prägen und seinem Werk seinen eigenwillig-originellen Charakter aufprägen sollte, eine Neigung, die ihm selbst immer quälend bewusst blieb. Schon Pestalozzis Entschluss, sich als Gutsbesitzer dem Landleben zuzuwenden, nachdem er sein Theologiestudium abgebrochen und sich durch seinen politischen Umgang der Obrigkeit verdächtig gemacht hatte, war ungewöhnlich und musste Befremden erregen. Höchst befremdlich für seine in Geschäften erfahrenen Verwandten und Bekannten musste auch die ungeschickte, ja fahrlässige Art anmuten, mit der er, nachdem 1769 ein erster Landkauf im Birrfeld getätigt und etwas später der Bau des «Neuhofs» fertiggestellt war, seine wirtschaftliche Basis zu festigen suchte. Wir sind über diese Berufsentscheidung durch den umfangreichen Briefwechsel Pestalozzis mit seiner Ehefrau recht genau unterrichtet, und wir wissen aus dem gemeinsam geführten Tagebuch, welche Belastung das landwirtschaftliche Experiment auch für das junge Ehepaar, dem bald das Söhnlein Jakobli geboren wurde, darstellte. Peter Stadler spricht von «Szenen quälender, bisweilen fast schon Strindberg vorwegnehmender Intensität», und in der Tat zeichnete sich früh ab, dass Pestalozzi alles andere als eine Stütze seiner Familie sein würde. Im Quellenmaterial der späteren Jahre tritt die Person der Anna Pestalozzi ganz in den Hintergrund, und man muss sie sich wohl als eine von den künftigen Schicksalschlägen besonders hart betroffene Dulderin vorstellen — ein Frauenschicksal, wie es erst die Literatur des späten 19. Jahrhunderts zu thematisieren wusste.

Pestalozzis Gutsbetrieb auf dem Neuhof, der nach 1773 unter Beizug von Kindern betrieben wurde, denen man als Gegenleistung eine Grundausbildung im Lesen, Schreiben und Rechnen anbot, von deren Qualität man wenig weiss, liess sich nur bis zum Jahre 1780 halten. Der Gedanke, den Kindern, die Marx noch ein Jahrhundert später als eine der wichtigsten Gruppen der «Paupers» bezeichnen sollte, in dieser Weise zu helfen,

war keineswegs neu. Stadler zeigt, den Blick auf die europäischen Verhältnisse weitend, dass ähnliche Projekte in England, Frankreich und Deutschland diskutiert und teilweise verwirklicht wurden. Auch blieb der unternehmungslustige Neuhofer Gutsbesitzer in seiner näheren Umgebung durchaus nicht ohne Echo und Unterstützung. Während ihm seine Verwandten wohl vor allem aushalfen, um Schande von der Familie abzuwenden, erwies sich beispielsweise Niklaus Emanuel Tschärner, Landvogt des Amtes Schenkenberg auf Schloss Wildenstein, als ein verständnisvoller und aufmerksamer Gönner — Pestalozzi hat ihm später in *«Lienhard und Gertrud»* ein Denkmal gesetzt. Wenn das Unternehmen schliesslich doch scheiterte, so lag dies vor allem daran, dass sein Initiant, wie Stadler schreibt, zwar *«ein Menschenfreund, aber ein sehr schlechter Menschenkenner war»* und, damals wie später, wenig vertrauenswürdigen Figuren auf den Leim ging; auch zeigte sich, ebenfalls nicht zum letzten Mal, die Pestalozzi eigene Schwäche, vor lauter Enthusiasmus die eigenen materiellen Möglichkeiten zu überschätzen.

Das Scheitern des Neuhof-Projekts führte Pestalozzi, der in dergleichen Krisenfällen immer überraschende Kraftreserven zu mobilisieren verstand, hin zur publizistischen Arbeit. Eine dauerhafte und für seine weitere Entwicklung entscheidende, ja rettende Hilfe war ihm dabei der Basler Gelehrte Isaak Iselin. Unter Iselins aufmunternder Anleitung entstand um 1780 die Schrift *«Von der Freyheit meiner Vaterstatt»*, im wesentlichen eine Kritik an der Ausbeutung der Landschaft durch die städtische Finanzoligarchie, die mit Rücksicht auf die Zürcher Zensurbehörde vorerst in der Schublade blieb. In dieselbe Zeit fällt die Niederschrift eines weiteren Traktats, der *«Abendstunde eines Einsiedlers»*, das, geistesgeschichtlich wegen seiner pietistischen Einfärbung interessant, durch seine Kernfrage nach dem Wesen des Menschen und seiner Ausbildung zum Ausgangspunkt vielfacher pädagogischer Interpretation geworden ist.

«Lienhard und Gertrud»

Den Höhepunkt dieser Schaffensperiode sollte nun freilich der Roman *«Lienhard und Gertrud»* darstellen, dessen Niederschrift, alle Ergänzungen und Umarbeitungen durch den Autor eingerechnet, diesen zwischen 1780 und 1790 beschäftigt hat. Peter Stadler deutet das vielgenannte, als Ganzes kaum noch gelesene Werk als *«Spiegel einer Lebens- und Zeiterfahrung»*. Ohne die leidvolle Erfahrung des misslungenen Landwirtschaftsexperiments wäre dieser Roman, der den Handlungsrahmen und seine wichtigsten Gestalten dieser Erfahrung verdankt, gewiss nicht

geschrieben worden. Aber er wäre ebenfalls ungeschrieben geblieben, wenn Pestalozzis Anteilnahme am Zustand von Staat und Gesellschaft nicht einen Grad der Irritabilität erreicht hätte, der den schöpferischen Willen auslöste, auf diesen Zustand Einfluss zu nehmen. Indem Stadler den Inhalt des vor allem in seinen letzten Teilen langfädigen und wenig überzeugend komponierten Romans mit jener klug akzentuierenden Knappheit resümiert, die ihn dem heutigen Leser noch zumutbar macht, gelingt es ihm, die Grundzüge von Pestalozzis Zeitanalyse sichtbar zu machen. So tritt etwa der Konflikt zwischen obrigkeitlicher Reformpolitik und dem zäh beharrenden Widerstand der Dorfpotentaten deutlich hervor, und Pestalozzi lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass er in dieser Auseinandersetzung für den aufgeklärten Absolutismus Partei bezieht. Interessant sind Stadlers Ausführungen zum Wirkungsbedürfnis des Autors und zur Wirkung seines Buchs. Pestalozzi wandte sich an den einfachen Mann, und sein Werk hat in der Geschichte der Volksaufklärung mit literarischen Mitteln, die um die Jahrhundertmitte einsetzte, seinen Stellenwert. *«Er wollte sich ans einfache Volk wenden»*, schreibt Stadler, *«blieb sich aber im Grunde bewusst, dass er für die Gebildeten schrieb und beim Leser einen inneren Abstand zu den Zuständen, die er schilderte, voraussetzte.»* Es widerspiegelt die Schwierigkeit, in welcher sich Pestalozzi befand, wenn vom einfachen Volk, auf das er abzielte, kein Echo hörbar wurde, während Gebildete wie Johann Georg Hamann oder Johann Karl August Musäus vor allem den ersten Teil von *«Lienhard und Gertrud»* rühmten — seiner kraftvollen und volksnahen Anschaulichkeit wegen!

Der internationale Erfolg des Romans mag Pestalozzi auch bewogen haben, nicht mehr in Zürich und in seiner nächsten Umgebung, sondern an den Fürstenhöfen des Auslands nach zukunftsweisenden Anzeichen reformerischen Wandels Ausschau zu halten. So unterhielt er einen Briefkontakt zum Grafen Karl von Zinzendorf, einem Neffen des Begründers der Herrnhutergemeinde, der in Wien zum inneren Kreis der josephinischen Reformer zählte, und hoffte, freilich vergeblich, dieser würde ihm eine Anstellung vermitteln können. Auch in Florenz, damals der Hauptstadt des habsburgischen Grossherzogtums Toscana, suchte Pestalozzi unterzukommen, und eine Korrespondenz mit einem dort tätigen hochgestellten Geistlichen nährte eine Zeitlang solche Erwartungen. Zu Deutschland stand der Schweizer unter anderem durch die Bekanntschaften mit Ludwig Nicolovius, einem späteren Beamten im preussischen Erziehungswesen, und mit dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte in Verbindung — beide Persönlichkeiten hatte er anlässlich ihrer Schweizer Reisen kennengelernt. Im Jahre 1792 begab sich Pestalozzi zur Regelung einer Erbschaftsangelegenheit nach Leipzig. Die Reise scheint ihn, nach den wenigen Hinweisen, die erhalten geblieben sind, wenig beeindruckt zu haben: mit den Bil-

dungsreisenden der damaligen Zeit, die begierig auf die Bekanntschaft mit grossen Persönlichkeiten und auf die Begegnung mit edlen Kunstwerken ganz Europa durchzogen, verband ihn offensichtlich nichts. Die Hoffnungen, die Pestalozzi zeitweise auf eine Anstellung im Ausland setzte, zeigen nicht nur, dass er an die Möglichkeit einer Beeinflussung der politischen Verhältnisse in der Schweiz nicht mehr recht glaubte, sondern auch, dass seine Lage trotz gewisser Einkünfte aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit weiterhin prekär blieb. Immerhin gelang es ihm, durch die Belieferung eines Wildegger Textildruckunternehmens mit Tuchen und durch die Mitbeteiligung an einer Zürcher Seidenweberei sein Einkommen etwas aufzubessern.

Die Revolution

Eine wichtige Zäsur in diesem Leben, Anreiz auch zu Neubeginn und Neuorientierung in einer Phase drohender individueller Stagnation, bedeutete der Ausbruch der Französischen Revolution. Wir besitzen leider kaum spontane Äusserungen Pestalozzis zu den Ereignissen von 1789, wohl deshalb nicht, weil er noch immer auf einen Ruf nach Wien hoffte und eine gewisse Vorsicht auch sonst geboten schien. Dass der Zürcher die alte Ordnung in seiner Vaterstadt als gefährliche Entartung empfand, hatte sein bisheriges Werk, insbesondere auch die Einzelschriften zu wirtschaftlichen, juristischen und erzieherischen Fragen, deutlich genug gezeigt. Was der Autor zutiefst bedauerte und worunter er persönlich litt, war sicher der Umstand, dass, wie Stadler anschaulich formuliert, *«die Aufklärung neben der Politik herlief, ohne sich mit ihr zu verbinden»*. Dem radikalen Umschwung in Frankreich gegenüber scheint sich Pestalozzi vorerst abwartend verhalten zu haben, und aus seinen spärlichen Kommentaren tritt sogar ein gewisser Pessimismus mit konservativem Einschlag hervor, wenn er schreibt: *«... ich fürchte, wir müssen grosse Wunden, die uns die Fryheit schlagen wird, wieder durch Gehorsam heilen.»*

Im Jahre 1792, kurze Zeit nach dem Tuileriensturm und der Niedermetzelung der Schweizergarde, sah sich Pestalozzi durch einen überraschenden Vorfall veranlasst, deutlicher Farbe zu bekennen: Die französische Nationalversammlung verlieh ihm, ohne sein Dazutun und Vorwissen, das Bürgerrecht, zusammen mit so illustren Persönlichkeiten wie George Washington, Jeremy Bentham und Friedrich Schiller. Dass diese Würdigung dem Ehrgeiz eines Mannes schmeichelte, der sein ganzes Leben lang daran krankte, sich nicht nach seinen Verdiensten beachtet zu finden, kann nicht erstaunen. Jedenfalls zögerte Pestalozzi nicht, dem Präsidenten des

Nationalkonvents brieflich seine Bereitschaft zu melden, in den Dienst des «*neuen Vaterlands*» zu treten. Man wird den Verdacht des Opportunismus hier doch nicht ganz beiseite schieben können. Eine Reise nach Paris, die Pestalozzi im Jahre 1794 unternahm, um als «*compatriote de Guillaume Tell*» den französischen Erziehungsbehörden seine Dienste als Übersetzer anzubieten, führte freilich zu nichts. In seiner 1793 erschienenen Schrift unter dem Titel «*Ja oder Nein ?*» nahm der Autor dann ausführlicher zum Geschehen in Frankreich Stellung. Peter Stadler unterzieht diesen Aufsatz, indem er das Revolutionsverständnis von Edmund Burke, Alexis de Tocqueville und Karl Marx vergleichend bezieht, einer eingehenden Analyse. Der Biograph zeigt, dass Pestalozzis Deutung der Revolution sich nicht auf einen naturrechtlichen Forderungskatalog stützte, sondern von einem vertieften Verständnis für den geschichtlichen Gesamtverlauf ausging. Dies ermöglichte es Pestalozzi, der das «*Ancien Régime*» ebenso ablehnte wie den revolutionären Terror, zu einer originellen Einsicht in die Kontinuität des machtpolitischen Geschehens zu gelangen: «*Ein fast nahtloser Übergang von den <durchlauchtigen Egaliseurs> zu den <hosenlosen Egaliseurs> tut sich somit auf, den man in der späteren Sprache der Geschichtswissenschaft als Kontinuität bezeichnen würde — die Revolution übernimmt die Nivellierungsstrategien des Absolutismus und funktioniert sie auf ihre Art um.*» [Stadler]. Pestalozzis Schrift «*Ja oder Nein ?*» ist erst hundert Jahre später publiziert worden, zum Glück für den Autor wohl, muss man sagen; denn dieser wäre von einer Öffentlichkeit, die keine Einsichten, sondern Parteinahme erwartete, mit Bestimmtheit in eine Polemik hineingezogen worden.

Die Revolutionswirren in Frankreich hatten vorläufig keinen nennenswerten Einfluss auf die schweizerischen politischen Verhältnisse. «*Sonst sind wir in unserer Schweiz*», schreibt Pestalozzi in einem Brief vom Dezember 1791, «*lethargisch glücklich, mitten unter der sich bewegenden Welt. Indessen behagt meinem Personalgefühl dieses Glück nicht; vielleicht aber habe ich Unrecht.*» Erst mit dem sogenannten «*Stäfner Memorial*» vom Jahre 1794, in dem einige Seedörfer ihre berechtigten Anliegen der Stadtzürcher Obrigkeit vortrugen, kam Bewegung in die Szene. Die Zürcher Regierung reagierte hart, verhaftete die Anstifter des «*Aufbruchs*» und besetzte Stäfa militärisch. Pestalozzi, durch die Verleihung des französischen Bürgerrechts ohnehin zum Sympathisanten der Revolution abgestempelt, begnügte sich in diesem Fall mit zurückhaltend formulierten Kommentaren, in denen frühere Gedankengänge wiederaufgenommen wurden; auch trat er, ähnlich wie übrigens Lavater, für eine milde Behandlung der Initianten des «*Memorials*» ein. Dafür, dass er als Mitverfasser an diesem Dokument beteiligt gewesen wäre, gibt es keine schlüssigen Hinweise.

Eine Anthropologie

Im Jahr 1797 erschienen die «*Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts*». Das Buch ist, ähnlich wie zuvor die «*Abendstunde eines Einsiedlers*», immer wieder Gegenstand philosophisch und pädagogisch orientierter Deutung geworden, so etwa beim Aargauer Pestalozzi-Forscher Arthur Brühlmeier, der besonders den Zusammenhang und inneren Entwicklungsgang zwischen beiden Werken sichtbar gemacht hat. Der vollständige Titel der «*Nachforschungen*» atmet ganz den Geist seiner Entstehungszeit und widerspiegelt das geschichtsphilosophische Interesse, das nach Erscheinen der berühmten Preisschrift Rousseaus «*Über den Ursprung der Ungleichheit*» zahlreiche Aufklärer, unter diesen etwa Herder, Ferguson, Meiners, Iselin und Condorcet, erfasste. Es ist erstaunlich, dass sich Pestalozzi, der von seiner weitgehend autodidaktischen Ausbildung und seinem praktischen Tätigkeitsfeld her über wenig günstige Denkvoraussetzungen verfügte, überhaupt an ein solches Thema heranwagte. Die «*Nachforschungen*» sind denn auch, im Vergleich mit andern Darstellungen, zu einem Buch geworden, das weniger mit Sachwissen angereichert und weniger akademisch, dafür aber eigenwillig und in seinen Kernsätzen durchaus originell ist. Mit den andern Aufklärern teilte Pestalozzi den Glauben an die grundsätzliche Wesensgleichheit aller Menschen, aber er teilte nicht den weit verbreiteten Fortschrittsglauben, der die Menschheitsgeschichte eindimensional von einer zivilisatorischen Stufe zur nächsten fortschreiten sah. Auch Pestalozzi unterscheidet zwar zwischen verschiedenen «Zuständen» der Menschheitsentwicklung, nämlich dem tierischen, gesellschaftlichen und sittlichen Zustand; doch diese Zustände durchdringen sich in seiner Sicht gegenseitig und bleiben in jeder geschichtlichen Situation virulent, so dass beides, sittlicher Aufstieg und Rückfall in die Barberei, jederzeit möglich bleibt. Es sind vor allem diese Aspekte einer politischen Anthropologie, die Stadler herausarbeitet.

Mit dem Jahre 1797 endete die alte Ordnung in der Eidgenossenschaft, und Pestalozzis Leben trat in eine neue, bewegtere Phase ein. Mit diesem Datum schliesst sinnvollerweise auch der erste Band von Peter Stadlers Biographie. Die Leistung des Historikers erweist sich schon jetzt als überaus eindrücklich, das Ergebnis als höchst erfreulich. Früheren Biographen gegenüber ist Stadler insofern im Vorteil, als er sich auf die heute fast abgeschlossene kritische Gesamtausgabe von Pestalozzis Werken und auf die umfangreiche Edition seiner Briefe stützen kann — dass darüberhinaus noch wesentliche Zeugnisse beizubringen wären, ist auszuschliessen. Wie umsichtig der Zürcher Historiker mit solchem Quellenmaterial umzugehen weiss, wie vollständig es sich dank seiner profunden Kenntnis der schweizerischen und europäischen Geschichte erschliesst, das weiss man

spätestens seit dem Erscheinen seiner monumentalen Geschichte zum «Kulturkampf in der Schweiz» vor vier Jahren. Dadurch, dass die Annäherung des Biographen an seinen Gegenstand von der Methode und vom Erkenntnisinteresse her eine historische ist, gewinnt die Gestalt Pestalozzis eine allgemeine Relevanz. Demselben Ziel dient auch die Art der Darstellung: Stadler schreibt einen allgemeinverständlichen und doch sehr differenzierten Stil, der, obwohl jede Überhöhung der porträtierten Person und jede Dramatisierung der Ereignisse konsequent vermieden wird, die Aufmerksamkeit des Lesers unvermindert wachzuhalten vermag. Diese von einem umfassenden Verständnis der historischen Persönlichkeit Pestalozzis her geschriebene Biographie ist denn auch alles andere als ein blosses Kompendium, das man gelegentlich konsultiert, um sich rasch ein paar Fakten in Erinnerung zu rufen. Man sollte im Gegenteil das Buch ganz lesen, um die Zusammenhänge, die der Autor zwischen den verschiedenen Lebensabschnitten und Werken Pestalozzis auf ebenso kundige wie sensible Art sichtbar zu machen weiss, zu erkennen. So wird eine Annäherung an den berühmten Schweizer möglich, die nicht nur fruchtbar, sondern dessen Botschaft auch im Innersten angemessen ist. Auf den zweiten Band von Peter Stadlers Pestalozzi-Biographie darf man sich freuen.

¹ Peter Stadler, Pestalozzi. Geschichtliche Biographie. Von der alten Ordnung zur Revolution, Verlag NZZ, Zürich 1988.

Das Phänomen Gotthelf

Zu der Bildbiographie von Hanns Peter Holl

Der zeitgenössische Hintergrund

Der Berner Literaturwissenschaftler *Hanns Peter Holl* hat ein umfassendes Werk über Jeremias Gotthelf herausgebracht¹. Der vorzügliche Band genügt den Ansprüchen sowohl des Fachmanns als auch des breiteren Publikums: er ist wissenschaftlich und gemeinverständlich zugleich. Die zahlreichen Illustrationen beleuchten den zeitgenössischen Hintergrund: da finden sich Bilder von Heim und Familie,

von Freunden und Feinden des Dichters; Stadtansichten sind reproduziert, Gemälde von Landschaften — vor allem des Emmentals. Auch die Handschrift des Dichters ist wiedergegeben, sein Jagdpatent, ein eidgenössisches Schützenfest, ein Eisenbahnunglück; idyllische Albert-Anker-Bilder wechseln mit wüsten Zeitungskarikaturen; Pressepamphlete der Liberalen und Konservativen belegen die politischen Auseinandersetzungen in den Jahren zwischen 1831 und 1854. Gotthelf hat

daran den lebhaftesten Anteil genommen. Wie heftig hat er sich als Vertreter des «Bernergeistes» gegen den «Zeitgeist» gestemmt!

Es war eine Zeit des *Umbruchs*, in der er lebte; das wird sehr deutlich im Buch von Holl: Die ersten Eisenbahnen dampften damals, die Industrie griff um sich, die ländlich-patriarchalischen Strukturen wurden in Frage gestellt, vor allem auch der Vorrang der Kirche. Ja mehr noch: Das «*Kommunistische Manifest*» von Marx und Engels erschien — gerade in jenen Jahren, als Gotthelf seine «*Uli-Romane*» schrieb. Darin gestaltete er — im schroffen Gegensatz zu alledem — das Leben eines gottesfürchtigen jungen Mannes — eines Mannes, der sich aus allen Nöten und Misereen immer wieder durchrang zu einer schlichten, lebendigen Frömmigkeit.

Es ist nun aber bei weitem nicht so, dass der Dichter, im Gegensatz zu jenem «Manifest», kein soziales Engagement gekannt hätte. Im Gegenteil! Er schildert das Elend der «kleinen Leute» wie kaum ein Zweiter und tröstet sie auch nicht vom Diesseits aufs Jenseits. Noch im Vorwort zu seiner «Käserei in der Vohfreude» betont er, seine Gestalten lebten «hauptsächlich schattenhalb». Höchst realistisch gestaltet er das Leben der Knechte, Mägde und Schuldenbauern.

Aber Gotthelf versprach sich eine Besserung der sozialen Zustände nicht von einer Revolution, sondern von der Umbesinnung, der Rückbesinnung auf die Gesetze, die Gott dem Menschen gegeben hat. Er hing nicht ängstlich an den hergebrachten Strukturen. In diesem Sinne begrüßte er auch die Revolution — oder Reform — von 1831. In späteren Jahren allerdings hat er sich vom zeitgenössischen Freisinn abge-

wendet und die liberale Regierung in Bern vehement befehdet.

Ein leidenschaftlicher Kämpfer

«Im Kampf zwischen Alt und Neu», schreibt Holl, «hat Gotthelf einen Standpunkt über den Parteien einzunehmen versucht» (68). Das widerspricht dem landläufigen Bild des Erzkonservativen, des heute so verfeimten «Reaktionärs». Von seiner Einsicht her mag Gotthelf in der Tat oft *über* den Gegensätzen gestanden haben, besonders in seinen früheren Jahren; vom Temperament her aber neigte er je länger je mehr dazu, Partei zu ergreifen, und zwar heftig! Holl tendiert doch wohl zu sehr darauf, Gotthelf als überparteilich darzustellen. Natürlich verfügte der Dichter noch «nicht im geringsten über historische und politische Erfahrungen des heutigen Lesers» (156), z. B. im Umgang mit dem Kommunismus, der damals noch nicht dasselbe bedeuten konnte wie heute. Dass er diesen aber auch aus der heutigen Sicht scharf abgelehnt hätte, darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen. Jeder Entwurf, der die Welt von der Materie und nicht vom Geist her erklärte, galt ihm geradezu als satanisch.

Der Widerspruch zwischen einer überparteilichen Sicht und einer leidenschaftlichen Parteinahme löst sich leicht, wenn wir der Sache auf den Grund gehen: Gotthelf widersetzte sich allem, was er nicht für *christlich* hielt. Das gilt für all seine zahlreichen Fehden: vom Fall des Pädagogen Fellenberg bis zu dem des Berner Radikalen Stämpfli. Es erübrigt sich, diese damals so aktuellen und heute so obsoleten Zwistigkeiten hier nachzuzeichnen.

Auch Holl hätte keinen Anlass, darauf zurückzukommen, wenn da nicht eben — die schöpferische Potenz eines Gotthelf gewesen wäre! Denn welcher Literaturwissenschaftler würde sich noch um einen Eduard Zeller oder Jakob Stämpfli kümmern, wenn sie nicht im Leben eines grossen *Dichters* eine Rolle gespielt hätten? So ergibt sich das Paradox, dass das biographische Umfeld nur interessiert um dessentwillen, was dieses Umfeld überragt.

Gotthelfs Menschenbilder

Gotthelf ist vor allem ein hervorragender *Epiker*. Breitangelegte Romane wie der «Uli» oder das «Anne Bäbi» gehören zu seinem Besten. Manchmal beklagt er, das «Büchlein», das er eben unter den Händen habe, sei «schon viel grösser geworden, als es» (das Büchlein!) «es im Sinne hatte». Gewisse Gestalten, die er eigentlich nur als Staffage gemeint hatte, emanzipierten sich von ihm und gewannen ein ergötzliches Eigenleben. Ergötzlich darum, weil der Dichter sich hier von keinem Programm, von keiner Absicht mehr leiten lässt, sondern einfach mitgerissen wird vom breiten Strom seiner Einbildungskraft, der sich in kernigen, berndeutsch unterlegten Dialogen ergiesst. Mit seiner *Mischsprache*, einem einzigartigen, unwiederholbaren Idiom zwischen dem Standarddeutschen und der Mundart, schafft Gotthelf Gestalten von naturalistischer Lebendigkeit.

Und wenn wir genauer hinsehen, sind es nicht x-beliebige Gestalten, sondern es wiederholen sich gewisse Typen. Da sind die «*schattenhalb*» Geborenen, die Verdingkinder, die Knechte und Mägde; beharrlich erheben sie sich immer wieder aus ihren

schweren fremd- oder selbstverschuldeten Nöten. Stehaufmännchen sind sie, die kein Unglück je ganz unterzukriegen vermag; denn im richtigen Augenblick wird ihnen Rat oder Rettung zuteil. Dabei ist Gotthelf alles andere als ein Happyend-Dichter; unerhört zäh kleben seinen Menschen die negativen Geister an, die sie niederzuziehen versuchen — oder auch wirklich ins Elend versenken. Da werden keine leichten Siege errungen!

Da sind dann aber auch jene liebe- und lebensvollen *Frauengestalten*, jene Vrenelis und Ännelis und Meyelis, junge Mädchen oder erfahrene Mütter, Gestalten voll Anmut oder verhaltener Weisheit; sie sind oft stolz und scheu, aber gottesfürchtig; unbewusst tragen sie jenen köstlichen Kompass in sich, der sie immer in die rechte Richtung weist. — Und weiterhin sind da jene *Einzelgänger*, ungeschlachte Rübzahl, wilde Sonderlinge wie der Hagelhans im Blitzloch, denen es die Welt schlecht gemacht hat, aber «sie treiben es ihr wieder ein!» (Diese Spezies scheint dem eigenwilligen Pfarrherrn ganz besonders am Herzen gelegen zu haben!) — Und schliesslich sind da jene Regentinnen, tyrannische Weiber à la Anne Bäbi, die mit ihrer Borniertheit und Herrschsucht nicht nur die Schwiegertöchter, sondern ganze Familien ruinieren können. — Grässliche Geizhälse gibt es wie den Dorngrütbauer, ewig unzufriedene Nörgler wie den Glunggenbauer Joggeli im «Uli»; «ungeleckte Kälber» wie jenen biderben Michel, der polternd und kegelschiebend auf Brautschau geht. — Die Menschentypen, die Gotthelf gezeichnet hat, sind ebenso mannigfaltig wie lebenswahr. In der Enge des Emmentaler Bauernhofes weitet sich ihm eine ganze Welt. Und diese Welt

hat bis heute literarisch überlebt, kraft ihres lebendigen epischen Atems, und wird auch künftig überleben.

Das Weltliche und das Geistliche

Gotthelf hat nicht geschrieben, um dichterische Lorbeeren einzuheimsen, sondern er wollte «den Blinden den Star stechen» (148). Er hielt seine Zeit für eine Zeit der Entscheidungen. Die Feder war sein Schwert; darin könnte man ihn mit Martin Luther vergleichen. War sein Wirken — wie Holl andeutet — ein Misserfolg? «Denn was der Dichter bekämpfte und rückgängig machen wollte, hat sich durchgesetzt, was er bewahren wollte, ist verlorengegangen» (167). In der Tat: Der technische Fortschritt ist unaufhaltsam geworden, die Industrialisierung hat ein beängstigendes Ausmass erreicht; auch jeder Bauer verwaltet heute einen Maschinenpark. Aber das widerlegt in keiner Weise die tiefere Meinung des Dichters. Diese liesse sich etwa so wiedergeben:

«Das Weltliche und das rechte Geistliche» (145) sind sehr nahe beisammen. Frömmigkeit bewährt sich nicht in Askese und Weltflucht, sondern im mitmenschlichen Handeln. Die Bibel — als Gottes Wort — und die Natur — als Gottes Gleichnis — sind die beiden Bücher, die es zu lesen gilt. Wer beide nicht liest, ist blind, wer nur das eine liest, halbblind. Wenn solche «Halbblinde» miteinander diskutieren, reden sie aneinander vorbei, und es entsteht Sprachverwirrung, wie beim Turmbau zu Babel. Das ist der vorherrschende Notstand unter den Menschen. Wenn sie aber sehend wären, würden sie erkennen, wie sich der Himmel über die Erde neigt, wie nur beide zusam-

men ein Ganzes bilden. Weil das rechte Weltliche und das rechte Geistliche einander ergänzen, sieht Gotthelf auch keinen Gegensatz zwischen Theologie und Naturwissenschaft; er tritt in seinem «Anne Bäbi Jowäger» für die Zusammenarbeit des Pfarrers und Arztes ein.

Mythischer Untergrund

Die Hochzeit von Himmel und Erde ist eine *mythische* Vorstellung, die ins Altgermanische, ja Indogermanische zurückreicht. Solche Vorstellungen finden sich bei Gotthelf auch sonst, etwa im Bilde des «Wütisheeres», von Wotans wilder Jagd — wie sie z. B. am Schluss des «Kurt von Koppigen» ausbricht. Oder die unheimliche Schwarze Spinne: ein mythisches Bild! Es ist kaum zu bestreiten, dass Gotthelf irgendwo auch im «heidnischen» Mythos wurzelt, wobei hier aber kein Widerspruch zu seinem Christentum besteht — wie ihn Walter Muschg vorzeiten erblickte. Hanns Peter Holl hat vollkommen recht, wenn er diese Spaltung ablehnt (58). Denn Gotthelf versteht unter dem Christentum nichts anderes als die lebendige Wahrheit des ganzen Daseins, von Gott her zu Gott hin.

Auch das Bild der Weltschöpfung in «Käthi die Grossmutter» ist ein mythisches Bild: «Wer dabei gewesen wäre, als die Erde die Berge gebar, als die ungeheuren Kinder der Erde Schoss sich entwandten . . .» (107). Nur würde ich darin durchaus nicht ein dichterisches Bild der Evolutionstheorie erblicken, wie H. P. Holl es tut (107). Wie hätte Gotthelf gelacht über einen Gott, der Millionen von Jahren gebraucht hätte, um die Erde zu

erschaffen!? Auch wenn der Dichter vermutlich die sechs Schöpfungstage nicht, wie die Fundamentalisten, wortwörtlich nahm, so glaubte er doch an einen Gott, der *Allmacht* besass. Er hätte mit Johannes dem Täufer ausgerufen: «Gott vermag dem Abraham aus diesen *Steinen* Kinder zu erwecken» (Lukas 3,8).

Jeremias Gotthelf ist ein Phänomen in der deutschen Literatur, ein hapax

legomenon, ein Wort, das nur einmal vorkommt. Auch wenn er, Choleriker, der er war, zu viel geschimpft und gepoltert hat — seine rauhe Schale birgt einen süßen und nährenden Kern.

Arthur Hänny

¹ Hanns Peter Holl: Jeremias Gotthelf, Leben, Werk, Zeit. Artemis Verlag, Zürich und München 1988.

Zur «Etruskologie» von Massimo Pallottino

Faszination des Rätselhaften und seiner Erforschung

Massimo Pallottino wird man zu Recht den Doyen der Wissenschaft von den Etruskern nennen. Seine «*Etrusco-logia*» erschien erstmals 1942, und seit 1988 liegt uns die deutsche Übersetzung der 7. Auflage vor¹. Sie darf als Summa der Erkenntnis gelten, die eine aussergewöhnlich breit und tief angelegte Forschung aus weit spärlicherem Material geschöpft hat, als es andere historische Domänen anbieten.

Der Gegenstand will es, dass den Forschungsergebnissen Plausibilität, ja oft Faszination aus den ganz besonderen Bedingungen und Abläufen der wissenschaftlichen Arbeit, der Entwicklung eben der eigentlichen Disziplin, zukommt, die als Etruskologie zu bezeichnen ist. Etrurien gab den Historikern und «Weltenbummlern» der Alten Zeit, den von den offenliegenden Resten seiner Totenstädte aufs höchste betroffenen Gelehrten der beginnenden Neuzeit und auch den Experten noch bis in die Mitte unseres Jahrhun-

derts wohl mehr und verwirrlichere Rätsel auf als irgendeine andere ethnische Präsenz der mittelmeeischen Antike.

Enträtselung der Herkunft und der Sprache, so mag das Problem der Etruskologie im umfassendsten Sinn verstanden werden. Dazu wussten schon die griechischen Zeitgenossen, Kultur- und Handelspartner der etruskischen Klassik, wie unmittelbare Zeugen ihres Unterganges keinen Rat, ja sie verzichteten sogar auf phantastische Deutungen, womit sie doch in anderen Fällen nicht zu geizen pflegten, und waren, wie etwa Dionys von Harikarnass, zur Zeitenwende in Rom, der Meinung: «(Das Volk der Tyrrhener) ist weder in der Sprache noch in den Lebensgewohnheiten irgendeinem andern Volk ähnlich.» So verwundern auch die Irrwege keineswegs, auf denen die Etruskologie bis in die jüngste Vergangenheit in Sackgassen geriet.

Pallottino, bei dem als Präsident des *Istituto di Studi Etruschi ed Italici* und der *Internationalen Vereinigung für Klassische Archäologie* seit Jahrzehn-

ten die Fäden der unentwegt emsigen Forschertätigkeit zusammenlaufen, geht deren verschiedenen Richtungen, dem Glauben und Aberglauben der Forscher und ihrer Jünger nach und zeigt auf, wie hartnäckig sich bis heute «Mythen» über die etruskischen Ursprünge halten, «Mythen» nicht aus Numinosem geboren, sondern aus vor-eiligen und Verlegenheitsschlüssen von Experten, die auch das «vielleicht nicht Unmögliche» als Brücken über Erkenntnislücken schlugen. Er führt uns, freilich nicht auf einem «Königsweg», von der Kritik des Unhaltbaren hin zu den besonderen Ansätzen der modernen Etruskologie. Sie verlangt, wie das in unserer Zeit das Kennzeichen aller erfolgreichen wissenschaftlichen Forschung ist, die Vernetzung von methodischen Erfahrungen aus allen einschlägigen Wissensgebieten, die permanente Zusammenarbeit von Spezialisten verschiedenster Sparten unter sich und mit den Generalisten.

Etruskologie bedarf der Allgemeinhistoriker, der Kunst-, Sprach- und Literaturhistoriker, der auf den Mittelmeerraum und besonders Italien spezialisierten Linguisten und der Archäologen vieler Spezialgebiete. Ihrer aller Kollaboration vermag, so die besonderen Tugenden des Forschers, die Geduld und die Bescheidenheit, ausreichen, oft zur Entwicklung neuer Methoden und mit ihnen nach und nach zu Erkenntnisdurchbrüchen zu führen.

Diesem Weg der Etruskologie in Pallottinos Darstellung durch die Jahrhunderte zu folgen, wird auch und gerade für den «gebildeten Laien» zum packenden Leseabenteuer. Die Lösung der Rätsel aber, die heute im wesentlichen geschafft ist, vermag Etrurien und seine Geschichte selber der ihnen eigenen

Faszination keineswegs zu berauben, im Gegenteil, Klarheit und Wahrheit über dieses Volk offenbaren in der Tat, dass es in vielem keinem andern glich.

Das «Geheimnis» der etruskischen Ursprünge

Wo Völker uns ihre Geschichte in verständlichen historiographischen und literarischen Zeugnissen selber vermitteln, haben wir es zwar wohl mit relativen Wahrheiten zu tun, die der unvoreingenommenen Kritik bedürfen, aber wir besitzen doch die sprachliche Formulierung von Ereignissen und historischen Abläufen, die als Erkenntniskerne für unsere Urteilsbildung gelten können. Eben solche bietet uns Etrurien nicht. Es gibt keine etruskische Literatur und Geschichtsschreibung mehr. Udenkbar zwar, dass eine Hochkultur wie die etruskische dieser besonders wirkungsvollen Art der Selbstdarstellung entsagt hätte. Indessen ist uns davon ausser zwei, drei Schlüsseldokumenten rechtlicher und religiöser Natur von etlichen hundert Zeilen nichts überkommen. Auch Äusserungen und Urteile ihrer Nachbarn, Verbündeten und Gegner im jahrhundertelangen Kampf um Hegemonie oder doch einen festen Rang zur See und auf der Appeninen-Halbinsel präsentieren uns über die Herkunft der Etrusker entweder Rästel oder unhaltbare Vermutungen. Mit einer Ausnahme freilich: Dionys von Harrikarnass, der bereits Zitierte, erscheint Pallottino als «eigentlicher Begründer der «etruskischen Frage»». Er darf, so meinen wir, jenen antiken Schriftstellern zugerechnet werden, die mit den kritischen Methoden ihrer Zeit zu Erkenntnissen gelangt sind, die über zwei Jahr-

tausende oder länger verkannt wurden, sich aber im Lichte unserer Möglichkeiten als erstaunlich realitätsnah erweisen. In augustäischer Zeit widerlegte er in seinen «*Antiquitates Romanae*» die vor ihm und nach ihm weiterhin umlaufenden Theorien, die Etrusker seien mit den Pelasgern oder Lydern zu identifizieren. Nach ihm wäre das etruskische Volk nicht von aussen eingewandert, sondern autochthon gewesen.

Von all den Theorien, die bis in die jüngste Vergangenheit aufgebaut und vertreten wurden, hielt sich nun eben diejenige von der Herkunft der Etrusker aus dem Osten am unbeugsamsten und, wie Pallottino zu Recht argwöhnt, noch immer, obgleich heute die Ernsthaften der Zunft in bestimmtem Sinn den Kern der Wahrheit bei Dionys erkennen. In akribischer Argumentation nämlich widerlegt Pallottino die Theorien der etruskischen Einwanderung in Mittelitalien aus Ost oder Nord und erläutert einleuchtend den «Ursprung der Etrusker als Formationsprozess». Danach entstand Etrurien, das als Städtevereinigung unterschiedlicher Struktur und Organisationsform vom 9. bis zum 1. vorchristlichen Jahrhundert mit eigener Sprache und Tradition die italische und mittelmeeische Geschichte mitbestimmte, im Raum zwischen der südlichen Poebene und Campanien aus der sogenannten «einheimischen» Villanova-Kultur und nach uraltem und engem Austausch mit Hellas besonders, aber auch den übrigen geschichtsbestimmenden mediterranen Völkern. Zwei Eigenschaften vor allem kennzeichneten das Volk und gaben wohl letztlich für das besondere Phänomen seines raschen Aufstiegs zur Nation und Kulturträger von höchstem Rang den Aus-

schlag: zähes Festhalten am eigen erworbenen Kulturgut im weitesten Sinn einerseits, und gleichzeitig eine erstaunliche Offenheit im Umgang mit dem Fremden andererseits, eine eigentliche Unbeschwertheit in der Übernahme und Adaptation des Andersartigen an eigene Bedürfnisse und eigenen Geschmack.

Nichts hinderte die Etrusker, mit den Griechenkolonien in ihren Küstenzentren wie Caere und anderen kommerziell und kulturell frei zu kommunizieren — griechische Kunst- und Dutzendware aus archaischer bis hellenistischer Zeit wurde dort ebenso umgeschlagen wie Ideen —, ohne dabei doch in Architektur und figurativer Kunst zu allen Zeiten das zwar Ähnliche, aber unverkennbar Eigene zu verleugnen oder zu «verlernen». Etruskisches gibt sich allemal erdhafter, «konservativer», aber im Gesellschaftlichen, nicht zuletzt bei Spiel und Tanz in klassischer Zeit, auf eine eigentümliche Weise unkonventioneller als das Griechische.

Die Religion der Griechen war den Etruskern vertraut, aber keine Versuchung. Die etruskische Götterwelt ist zugleich archaischer, aber keineswegs weniger differenziert als die griechische, und ihre «Wissenschaft» der Weissagung, die Haruspicina, hat an Vielfalt der Verknüpfungsversuche von persönlichem mit sozialem und staatlichem Schicksal und kosmischem Geschehen bei den Hellenen ihresgleichen nicht. Die Etrusker haben die nach Decumanus und Cardo ausgerichtete Stadtanlage — so vernehmen wir bei Pallottino — zwar wohl nicht erfunden, sondern aus dem Osten übernommen, aber sie haben sie mit erstaunlicher Konsequenz zum mikrokosmischen Abbild des Weltalls nach ihrer Vorstellung gestaltet.

In grosser Freiheit gaben sie sich in ihrer figurativen Kunst und Malerei dem «Orientalizzante» hin, dennoch sind ihre Totenstädte sowohl als Kunstwerke wie als Abbilder des etruskischen Alltagslebens ebenso einmalig wie eigenständig. Um bei so viel Offenheit nach Osten durch Jahrhunderte autonom in jedem Betracht zu bleiben, bedurfte es neben Beharrungswillen zum Eigenen auch äusserer Stärke. Sie erwuchs den Etruskern in besonderem Mass aus ihrer Fähigkeit, die Bodenschätze zu nutzen, die Metallurgie neben der hochentwickelten Agrikultur zum wirtschaftlichen Rückgrat ihrer urbanen Politik zu machen.

So unvermittelt, wie Etrurien zum politisch-kulturellen Faktor im Mittelmeerraum wird, so gründlich und in den letzten zwei Jahrhunderten seiner Geschichte in einem sich beschleunigenden Prozess des Unabhängigkeitsverlusts an Rom verschwindet die Nation aus der Völkerfamilie. Kaum ein Zweifel: etruskischer Geisteshaltung entsprach Grossmachtpolitik nicht, und ihr musste diese in manchem zauberhafte Schöpfung der Geschichte erliegen, nicht aber ohne dem werdenden Riesen im Süden manche Errungenschaft zu hinterlassen, die selber zu erschaffen ihm weder durch einen Genius noch durch Begierde gegeben war.

Kein Wunderschlüssel öffnet das Tor zur Sprache

Rom hatte Bedarf für etruskische Kriegskunst, städtebauliche Kenntnisse, Metallurgie, nicht für die Sprache. Etruriens Dichter freilich nahm es auf und liess sie schaffen zum höheren Ruhm seiner Imperatoren vorerst und

besonders Divi Augusti: «Maecenas atavis edite regibus» und Vergil waren Etrusker, aber wie hätte ihr atavistisches Idiom, die Sprache eines Volkes, das mit der Annahme des römischen Bürgerrechts im Jahre 90 v. Christus die staatliche und sehr rasch auch die kulturelle Autonomie verloren hatte, gegen die Sprache der Weltmacht bestehen können — und wie ihre letzten Vertreter auf dem literarischen Markt der Zeit?

Verdienstvoll zwar das gar persönliche Interesse mehrerer römischer Kaiser am etruskischen Geisteserbe, doch seltsamerweise ohne jegliche Hinwendung zu Sprache und Literatur. So ging die Literatur verloren, und so offenbart sich uns die Sprache lediglich noch in der Abbraviatur der archäologischen Denkmäler, aus denen nun schon an die 200 Jahre der Eifer der Forscher buchstäblich Zeichen um Zeichen, Laut um Laut, Suffix um Suffix, Begriff um Begriff zum Kern der Sprache, ihrer Struktur und Morphologie vordringen will. Ohne Erfolg ist ihr Mühen keineswegs geblieben, und der Zufluss neuer Erkenntnisse reisst nicht ab. Ihr Hauptproblem besteht nicht im Lesen der sprachlichen Relikte, denn das Alphabet und die Lautwerte sind bekannt. In ihrer exemplarischen kulturellen Offenheit übernahmen es die Etrusker von den Griechen im geschichtlichen Augenblick, da ihre wirtschaftlich-kulturelle Verflechtung mit dem Mittelmeerraum und die politischen Verbindungen Geschriebenes nötig machten. Die Sprache selbst ist es, die den Forschern die Grenze setzt. Sie zu überwinden, heisst vorerst in völlig unbekanntes Gebiet eindringen: das Etruskische gehört, darüber herrscht heute in der Wissenschaft Einigkeit, keiner bekannten Sprach-

gruppe an. Vorindoeuropäische Substrate aus dem italischen Sprachkosmos, so lernt der «gebildete Laie» aus Pallottinos fesselnder Geschichte dieser Expedition in sprachliche Vorzeit, sind wohl die wesentlichen Bestandteile des Etruskischen, wenngleich Nachweise von Verwandtem in der Nordägäis und andern mediterranen Räumen nicht zu widerlegen sind.

Viel Zeit und die Kraft zum Verzicht auf hergebrachte und scheinbar unersetzliche Methoden einerseits, schöpferische Phantasie zur Erschliessung ungewohnter Wege andererseits und schliesslich wieder die kluge Zusammenführung von Teilergebnissen, die auf unterschiedliche Weise erzielt wurden, waren nötig, bis die Forschergemeinde einige hundert in ihrer Bedeutung gesicherte Begriffe als etruskisches Vokabular im vorliegenden Buch präsentieren konnte. Wir folgen auf dem Weg zu diesem Ziel Pallottinos Schilderung der methodologischen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern traditioneller linguistischer und hermeneutischer Verfahren und denen der «sinnvergleichenden Annäherung» — so könnte man die interpretierende Methode wohl nennen, ohne sie im Entscheidenden zu missverstehen — an archäologische Zeugnisse offensichtlich gleicher Bedeutung in anderen Sprachen. Der Verfasser vertritt in der überzeugenden Wertung des jeweiligen Beitrags jeder Forschungsrichtung an das heute ermutigende Etappenergebnis den überlegenen Meister der Gesamtdisziplin. Der «Gebildete», philologisch und sprachgeschichtlich interessierte Laie erfährt ein Stück weit das Glück des Schülers auf dem Weg zum Adepten. Und er wird etwas davon mitempfunden können, was die von besonders hilfreichen

Zufällen beschenkten Finder und Forscher bewegte, etwa als sie in Zagreb die von einem Sammler aus Ägypten mitgebrachte Mumie in eine Binde gewickelt fanden, die sich als Träger des bedeutendsten bekannten etruskischen Textes erwies.

Seltsam genug, dass trotz dieser feststehenden und unwiderlegbaren Ergebnisse moderner geisteswissenschaftlicher Forschungsmethodik auch heute, in unserer Zeit der Massenkommunikation «noch 90 Prozent der durchschnittlich gebildeten Personen an eine völlige Unverständlichkeit der etruskischen Texte» glauben und immer noch «auf deren «Entzifferung» warten», was man, wie der Verfasser mit verständlichem Erstaunen vermerkt, «oft in der Presse und sogar in einigen Schulbüchern nachlesen» könne. Und: «Nur schwerlich wird man in anderen Bereichen der historischen und linguistischen Wissenschaft auf eine solch evidente, tiefe und hartnäckige Kluft zwischen gängiger Meinung und wissenschaftlicher Wahrheit stossen.»

Die «Etruskologie» des Jahres 1988, von Stephan Steingräber aus dem Italienischen übersetzt, will sozusagen als Etappenbericht verstanden sein. Sie zeigt aber nicht weniger, wie der Vortrieb zum Kern des historischen Thesaurus Etrurien ohne Verzug weitergeführt wird, und erweist sich so als ein umfassender Cicerone durch diese versunkene Welt, in der auch die enträtselten Geheimnisse noch von besonderer Faszination sind.

Alfred Wyser

¹ Massimo Pallotino: Etruskologie, Geschichte und Kultur der Etrusker. Birkhäuser Verlag, Basel, Boston, Berlin: 1988.

Auf Heimat nicht verzichten wollen

«*Fremdes Land*» von Jörg Steiner

Hat die Vokabel «fremd» heutzutage Konjunktur? Wenn ja, dann vor allem in ihren Ableitungen. Verfremdung, Entfremdung: Fachbegriffe, Modewörter; man kommt ohne sie nicht aus; und doch führen sie — und je öfter man sie gebraucht, desto mehr — an der Sache vorbei; rücken die Erfahrung so weit in den Bereich der Abstraktion, dass Gleichgültigkeit einschliessen kann. Sobald aber das Fremde, aus der Abstraktion entlassen, konkrete Gestalt annimmt, Menschengestalt, tun wir uns schwer damit. Auch in der Literatur; um wie vielmehr in der Politik, um wie vielmehr im täglichen Leben.

«*Fremdes Land*»: das neue Buch von Jörg Steiner lässt Fragen zu, Vermutungen, Vorstellungen, aber kein Ausweichen¹. Das fremde Land ist unser Land; und wie es dazu geworden ist, das erfährt man aus der Perspektive von einem, der lieber in einem vertrauten, ja — sagen wir es — in einem heimatlichen Land leben möchte als in einem fremden. Das Thema des Fremdseins hat Steiner von früh an beschäftigt, und nicht nur das Thema: als einer der ersten unter den Schweizer Autoren hat er sich ihm auch dort gestellt, wo es als greifbare Realität und als ein Politikum unsere Abstimmungskämpfe bestimmte. In seinem Roman «Ein Messer für den ehrlichen Finder» von 1966 (es ist sein zweiter und lesenswert wie am Tag seines Erscheinens), da ist von einem die Rede, der, früh straffällig geworden, zeitlebens seiner Umgebung und, schlimmer, sich selber fremd bleibt, ein früh und endgültig Resignierter. Einmal gerät dieser

Schose Ledermann mitten unter die Fremdarbeiter, die ersten, die in unser Land kamen —, und zwar im Auftrag des Arbeitsamtes, eingesetzt als Spitzel. Eine absurde Situation! Da befindet er sich mitten unter jenen, die fremd sind wie er, aber auf eine andere Art, so dass sich zwischen ihnen keine Solidarität ergeben kann; nur eine doppelte und eine doppelt schmerzhaft Fremdeheit.

Nicht zufällig findet sich im neuen Buch eine versteckte Anspielung auf diesen frühen und wichtigen Roman. Schose Ledermann und Erich Jaag, der Protagonist des neuen Buches, gleichen sich in mancher Hinsicht, wie das eben bei Figuren desselben Autors unausweichlich ist. Aber Erich Jaag ist kein Frühresignierter; zum mindesten ist er einer, der die Resignation nicht akzeptiert. In auffallendem Widerspruch zu einer Grundstimmung in der Literatur dieser achtziger Jahre versucht er sich zu behaupten, auch wenn er sich selber als den «geborenen Verlierer» sieht: er wehrt sich, buchstäblich bis zum letzten Augenblick, für sich, für andere, für ein Überleben in Würde. Würde — ein grosses Wort, aber kein falsches. Es geht um die Würde eines Mannes, der als «Unrechtssiedler» aus dem Haus seines Vaters vertrieben werden soll (das Haus steht auf dem Grundbesitz des Militärdepartements, das zu militärischen Zwecken verwendet wird) und der sich noch dann zur Wehr setzt, als die meisten der Nachbarn ihren Widerstand bereits auf Sparflamme gesetzt haben. Ein «Halbblut», vom Vater her jenuischer Abstammung, kämpft Jaag

darum, auf eine ihm entsprechende Weise sesshaft zu bleiben, wie früher sein Grossvater darum kämpfte, im Wohnwagen leben zu können. Eine Welt mit vertauschten Rollen, verkehrten Fronten, eine paradoxe Situation: von ihr aus ist das Buch zu verstehen.

Am liebsten hätte er dem Buch den Titel «*Fremden*» gegeben (so der Autor in seinen wortkargen Interview-Auskünften): «*fremden*», ein Helvetismus, der durch das in Deutschland übliche «*fremdeln*» etwas von seinem Ernst verloren, einen scherzhaft-harmlosen Anstrich erhalten hätte. Das «*Fremden*» eines Kindes: nicht nur die Grundform eines Verbs, sondern die Urform des Fremdseins schlechthin, einer existentiellen Verlorenheit in einer plötzlich und endgültig ins Unvertraute kippenden Welt.

Erich Jaag, kein junger Mann mehr, ist einer, der ein Leben lang fremdet; aber er begnügt sich nicht mit Klagen, sondern sucht — und auch dies ein Leben lang — eine andere Beziehung zur Welt. Er sucht sie, indem er sein Haus verteidigt, sich an eine Frau bindet (für immer, meint er), indem er, von Beruf Gartengestalter, die Welt im kleinen bewohnbarer macht, indem er sein Wissen, seine Lebensweisheit den Lehrlingen weitergibt. «*Wie soll einer, der nie Heimat gehabt hat, auf Heimat verzichten wollen*», sagt er einmal. Vielleicht ist das ein Schlüsselsatz, das geheime Zentrum des Buches. Indem er vom Fremdsein erzählt, beschreibt Steiner, was Heimat sein könnte — und dies klarer und schöner als unsere Heimatromane. Er erzählt von einem, dem sich das, was er als Heimat sucht, immer wieder und schliesslich unwiderruflich entzieht. Vermutlich hat es diese Heimat nie gegeben, Jaag hat sie sich nur erfunden: als eine Möglichkeit,

und nicht als Illusion oder Hirnge-spinst; als etwas «*Denkbares*» (um einen Ausdruck Steiners zu verwenden). Jaag verliert früh die eigene Gärtnerei, das Haus wird ihm früher oder später genommen werden; seine Frau verlässt ihn — und sein Land wird ihm zunehmend zu einem fremden Land, nicht zuletzt durch die Art, wie es mit den Fremden umgeht. An einem Punkt wird die Verknüpfung zwischen der persönlichen Erfahrung des Protagonisten und der politischen Realität eng und unauflösbar: Als Jaag von Lisa, seiner Frau, verlassen wird, nimmt er zwei von Ausweisung bedrohte Flüchtlinge bei sich auf, versteckt sie; und er kommt ums Leben, als er an der Demonstration gegen die Ausschaffung des Professors M. teilnimmt und dabei einer Frau, die er für Lisa hält, zu Hilfe eilt. Ein Zufall? Eine dunkle Koinzidenz: der Heimatlose wird von jenen erschlagen, die die «alte Heimat» zu verteidigen wännen.

Dass Steiner so unverstellt Ereignisse und Fakten der jüngsten Gegenwart beim Namen nennt, ist bei Erscheinen des Buches stark aufgefallen. Man hat es nicht erwartet — aber warum eigentlich nicht? Sind wir von der Literatur so sehr an die Verfremdung dessen, was man eben Wirklichkeit nennt, gewöhnt: an eine Verfremdung zur Unkenntlichkeit? Dann wäre es an der Zeit, ein formales Tabu aufzuheben. Steiner hat sich nie an ein solches gehalten. Auch Zeitgenossen hat er immer wieder mit Namen in seine Werke eingeführt, wenn auch nicht als handelnde Personen (man erinnere sich an Szeemann oder an Mabillard). Solche Namen und Fakten wirken als Wegmarken, als Zeichen, die daran erinnern, was die Stunde geschlagen hat und wo wir uns befinden. Die Ein-

samkeit Jaags wird durch Lisas Weggang zu einer eigentlichen Gottverlassenheit; seine Heimatlosigkeit endgültig. Um so einleuchtender, dass er nun zu anderen Heimatlosen, Gottverlassenen, Verbindung sucht, in einem Akt der Solidarität, der keiner Erklärung bedarf, Flüchtlingen, Ausgewiesenen zu helfen sucht. «*Als Nachkomme von Fahrenden kennt Jaag sich in den Demutsbezeugungen aus, die von Rechtlosen und Blossgestellten erwartet werden*»: so umreisst man kein politisches Programm, sondern die Erfahrung eines Lebens — und jedes weitere Wort wäre schon ein Wort zu viel.

Denn «*Fremdes Land*» ist, wie frühere Bücher des Autors, ein wortkarger Text; offen nach vielen Seiten, und die Figuren sind nicht seine Kreaturen oder gar Fabrikate; sie haben ein Eigenleben und bewahren ihr Geheimnis gerade dort, wo die Neugier am lebhaftesten ansetzen will. Warum, beispielsweise, verlässt Lisa den Mann, der sie liebt und den sie liebt? Ein

Bankbüchlein von 5000 Franken spielt dabei vielleicht eine Rolle, wie im «*Räuber*»-Roman Walsers die berühmten, aber nie näher beschriebenen hundert Franken. Jaag selber will sein Verhalten nicht erklärt wissen; das ist ein Teil seiner Freiheit, und wenn es um seine Gefühle geht, tut er sich schwer mit Reden. «*Mag sein, Jaag hat im Verschweigen das Zeug zu einem Helden*»: ein wunderbarer Satz, so leicht wie ernsthaft; es gibt viele ähnliche bei Steiner, erinnerungswürdige, und doch nicht zitierbare Sentenzen.

Ein schmales Buch, das umfangreichen die Waage hält. Eine Geschichte vom Fremdsein, das die Heimat in ihrer Abwesenheit eindringlicher beschreibt als ganze Serien von Heimatromanen. Denn daran gibt es nichts zu rütteln: das fremde Land ist unser Land.

Elsbeth Pulver

¹ Jörg Steiner, *Fremdes Land*. Suhrkamp, Frankfurt 1989.

Alexander Moritz Frey redivivus

Zur Neuauflage seines Romans «Hölle und Himmel»

Zahlreich sind die Schriftsteller, von denen gescheite Beurteiler gelegentlich sagen, sie seien zu wenig geschätzt und gelesen. Gerechtigkeit für alle ist da kaum möglich, aber manchmal kann einer besonders bedauerlichen Ungerechtigkeit abgeholfen werden. Darum bemühen sich *Hans-Albert Walter* als Herausgeber und die Büchergilde Gutenberg im Fall des fast vergessenen *Alexander Moritz Frey* (1881–1957)

mit der Neuauflage von dessen Roman «*Hölle und Himmel*»¹. Frey hat diesen nach seiner Flucht aus Österreich (1938) im schweizerischen Exil geschrieben. Der Schauplatz ist die nicht mit Namen genannte, aber deutlich erkennbare Stadt Salzburg, wo sich der in München wohnhaft gewesene Schriftsteller in den ersten Jahren nach der «Machtergreifung» Hitlers aufhielt. Das Werk hat starke autobiographische

und zeitgeschichtliche Züge, wiewohl der fiktive Charakter gesamthaft vorherrscht. Der von E. Th. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe beeinflusste Verfasser war früher mit dem Roman «Solneman der Unsichtbare»² und ähnlichen Büchern als genuiner surrealistischer Erzähler hervorgetreten. Dieser Richtung entspricht denn auch, dass in «Hölle und Himmel» ein Schreckensgemälde zum Sinnbild der drohenden geschichtlichen Katastrophe wird: eine von dämonischen Wesen bevölkerte «Versuchung des Hl. Antonius» aus der Nachfolge des Hieronymus Bosch. Frey hat das Bild, das später wissenschaftlich untersucht worden ist³, tatsächlich in Salzburg gesehen.

Für den Kaufmann Wegwart, dem es in «Hölle und Himmel» gehört, wird es zum krankhaft geliebten Fetisch, insbesondere durch die Ausstrahlung einer darauf abgebildeten weiblichen Figur. Es bleibt auch vorerst ein solcher, nachdem die aus Wien herbeigerufene Restauratorin Melanie Haider in Konkurrenz mit ihm getreten und Wegwarts Geliebte geworden ist. Während einer Geschäftsreise des Besitzers soll sie das Haus und vor allem das Bild hüten. Sie reist jedoch heimlich nach Wien, um in ihrem dortigen Atelier ein für die Arbeit nötiges Fixativ zu holen, und muss bei der Rückkehr feststellen, dass das Bild gestohlen worden ist. Damit sie dem Geliebten den von ihr verschuldeten wahren Sachverhalt nicht eingestehen muss, zündet sie unter Vortäuschung eines Alibis das Haus an. Nun gerät aber ein in der Nähe wohnender Maler in dringenden Tatverdacht, worauf sie sich als Brandstifterin bekennt. Zu einem menschlich guten, im übrigen keineswegs wolkenlosen Ende kommt es dadurch, dass Wegwart die Liebeskraft Melanies erkennt, sel-

ber zum wahrhaft Liebenden wird und dem Kunstfetischismus absagt: «Vielleicht war es böse, das Bild. Es hätte mir beinahe dich geraubt. Ich war so verannt in seine gefährlich züngelnde Schönheit, dass mir bald nichts mehr darüber ging. — Aber immer soll für den Menschen der Mensch das Wichtigste bleiben.»

Zu dieser Wahrheit gelangt der Roman freilich auf absonderlichen Wegen. Obgleich der kommentierende Herausgeber sein Bestes tut, um die Motive der liebenden Frau plausibel zu machen, wird man bei der Brandstiftung und einigem andern das Gefühl des Unwahrscheinlichen nicht ganz los. Indessen sei gerne eingeräumt, dass ein phantasiereicher Erzähler wie Frey nicht auf das platte Wahrscheinliche eingeeengt werden darf. In den letzten Kapiteln entfaltet er eine so lebhaft kriminalistische Phantasie, dass die Spannung den Leser vom psychologischen Hinterfragen abhalten mag.

Der von Wegwart als «eine Art Sekretär» beschäftigte, mit ihm freundschaftlich verkehrende Funk, ein deutscher Flüchtling, ist mindestens gesinnungsmässig weitgehend ein Selbstbildnis des Verfassers. Er wird nicht als Schriftsteller bezeichnet, hat jedoch Begegnungen mit dem «Theatergewaltigen, der dem Schauspiel der Festspielwochen das Gepräge gab» (Max Reinhardt), und mit den beiden Schriftstellern Fork (Bruno und Leonhard Frank). Diese Schilderungen, die offenbar auf tatsächliche Salzburger Erlebnisse Freys zurückgehen, muten realistischer an als die das übrige Roman-geschehen beherrschende Boschiade. Andererseits sind die Tagtraumgespräche Funks mit einem «Severin», der unschwer als Hitler zu identifizieren ist, surrealistisch getönt,

haben aber keine unmittelbare Beziehung zu den Vorgängen um das Bild. Den streckenweise undeutlichen Zusammenhang zwischen den Erlebnissen Funks und denen Wegwarts, Melanies und einiger weiterer Personen sieht der Herausgeber im übergreifenden Hauptthema des Buches, in der *«Verdrängung der realen Gefahr zugunsten einer irrealen Wunschwelt»*. Die reale Gefahr für Österreich ist Hitler-Deutschland, aber der *«im Grunde immer lässige Österreicher»* (Frey in einem Brief an Thomas Mann) verdrängt sie aus dem Bewusstsein. Wegwarts Bild symbolisiert beides, die Gefahr und die (erotische) Wunschwelt.

Der Roman wird in einer Kassette zusammen mit einem zweiten Band⁴ verkauft, der Folgendes enthält: eine Biographie Alexander Moritz Freys von Hans-Albert Walter, desselben Verfassers Kommentar zu *«Hölle und Himmel»*, ein halbes Hundert Dokumente zu Freys Exiljahren in der Schweiz, seine persönlichen Erinnerungen an Adolf Hitler und die Abschiedsworte Walter Fabians im Krematorium Zürich (1957). Aus der Biographie sei hervorgehoben, dass Frey nicht Jude war und nie einer Partei angehörte, aber den Nationalsozialismus von Anfang an so entschieden ablehnte, dass er, als schon ziemlich bekannter Schriftsteller, nach 1933 nicht in Deutschland bleiben konnte.

Die Dokumentation stellt wieder einmal den hässlichen Schweizer, das heisst die damalige Flüchtlingspolitik der Schweiz, an den Pranger. Der in Basel niedergelassene, doch oft in Zürich weilende unbemittelte Flüchtling hatte unter fremdenpolizeilichen Verfügungen viel zu leiden. Erwerbstätigkeit war ihm nur im Rahmen unpoli-

tischer Belletristik erlaubt. Obschon die Vorfahren väterlicherseits Schweizer waren und er sich als Rezensent um die schweizerische Literatur verdient gemacht hatte, wurde ihm die Einbürgerung erst kurz vor dem Tode gewährt. Immerhin gibt es in der betrüblichen Dokumentenfolge ein paar Lichtblicke, humane Stellungnahmen wie die des Berner Kulturphilosophen Hans Zbinden, die zu etwelcher Ehrenrettung der Schweiz dienen können.

Überzeugend authentisch schreibt A. M. Frey auf neun Seiten über Adolf Hitler. Während des Ersten Weltkriegs hatte er als Sanitäter in einem bayrischen Infanterieregiment mehrmals unmittelbare Kontakte mit dem Meldegänger Hitler und konnte den angehenden *«Führer»* später auch in der Münchner Frühzeit der *«Bewegung»* aus der Nähe beobachten. *«Damals»*, bemerkt er zu einer Strassenbegegnung am Vorabend des Putsches im Bürgerbräukeller (November 1923), *«kam mir der Eindruck, den ich niemals mehr verlor: einen spintisierenden Abnormen, einen Geisteskranken in Halluzinationsverfassung gefährlich grübelnd heraufwachsen zu sehen.»*

Alexander Moritz Frey hat über seinen Sinn für das Abnorme in einer von Walter zitierten literarischen Selbstcharakteristik gesagt: *«Immer wieder lockt es mich, den Menschen und seine Welt dort anzupacken und zu illuminieren, wo er sein Schönes und sein Schauriges in extravagantem Verhalten enthüllt. Mich beschäftigt wenig das Glück seiner oberflächlichen Tage; viel mehr sein ebenso unsicherer wie anmassender Gang in Irrtümer und Verbrechen, in groteske Scheinsiege und burleske Niederlagen — kurz sein Werdegang schlechthin, der vielleicht eines ganz ferneren Tages in eine bessere Zukunft führt.»*

Damit bin ich als ‚eigenwillig‘ — ja als abseitig gekennzeichnet. Ich bekomme die Folgen zu spüren (. . .).»

Wird ihm die Neuausgabe von «Hölle und Himmel» die gebührende postume Geltung verschaffen? Zum Bestseller taugt das Buch wohl nicht, aber als interessante Mischung von Fabulierkunst und Zeitdiagnose auf guter ethischer Grundlage mag es viele ansprechen.

Robert Mächler

¹ Alexander Moritz Frey: Hölle und Himmel. Roman. Büchergilde Gutenberg,

Frankfurt am Main 1988 (Erstausgabe im Steinberg Verlag, Zürich 1944). — ² Alexander Moritz Frey: Solneman der Unsichtbare. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1984 (Neuausgabe). — ³ Gerd Unverfehrt: Hieronymus Bosch. Die Rezeption seiner Kunst im frühen 16. Jahrhundert. Gebr. Mann Verlag, Berlin 1980. — ⁴ Hans-Albert Walter: «Der Meisterzeichner von Nachtstücken und Traumgeschichten». Alexander Moritz Frey — wiederzuentdecken. Mit Anhang: Alexander Moritz Frey im Exil — eine Dokumentation. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1988 (zusammen mit dem Roman «Hölle und Himmel» in einer Kassette).

Sie holen Jakob

Zu Norbert Gstrein: «Einer»

Erstaunlich und bewundernswert an dieser wenig über hundert Seiten umfassenden Erzählung ist nicht ihr Thema, nicht ihr Inhalt, auch nicht das traurige Schicksal eines begabten jungen Menschen, der von frühester Kindheit an in seinem Tiroler Dorf die Zerstörung von Heimat und Landschaft, die Verluste an Eigencharakter und Identität durch den lukrativen Fremdenverkehr am eigenen Leib und Geist erfährt¹. Erstaunlich und bewundernswert ist die Sprache, in der sich diese um sich greifenden Veränderungen mitteilen, und vor allem die Kunst, mit der sie erzählerisch inszeniert sind. Jakob ist ein verschlossenes Kind, introvertiert, den Büchern mehr zugewandt als den Menschen, schon gar nicht den Fremden, die im Gasthof seiner Eltern und im Dorf absteigen. Es ist, als wolle er sich schützen, indem er

sich in eine Welt verkriecht, die den andern nicht zugänglich ist, weil sie nicht lesen. Wenn er nach Innsbruck aufs Gymnasium und ins Internat kommt, macht er die schockartige Erfahrung, dass ihn die Mitschüler hänseln, dass sie ihn in sündige Geheimnisse einweihen und zugleich terrorisieren. Auch aus dieser Gemeinschaft wird er ausgegrenzt, zum Aussenseiter und Einzelgänger gestempelt. Er flieht vor der Schule und vor den Schülern, er kehrt ins Dorf zurück. Es folgt sein endgültiger Niedergang im Trunk und in der Apathie. Eine Zeitlang noch duldet man ihn als eine Art von Dorftrottel, der die Runde in den Bars und Wirtschaften macht und sich aushalten lässt. Liebe und erotisches Spiel, dem einheimischen Knaben im Fremdenverkehrsort früh schon als verlockende, nie ganz erschlossene

Möglichkeit nahe, finden keine Erfüllung. Was Jakob davon erlebt, ist Bruchstück, mehr Qual als Lust. Zwischen der Frivolität und Libertinage der Gäste und der muffigen, sinnenfeindlichen Frömmigkeit der Einheimischen verkümmern Jakobs erotische Träume. Schliesslich holen sie ihn: er hat seine Freundin Hanna umgebracht, ohne dass freilich Näheres darüber mitgeteilt wird.

Aber nicht dieser Ablauf macht den Rang der Erzählung aus, sondern die Form und die Sprache sind es. *«Jetzt kommen sie und holen Jakob.»* Das ist der erste Satz, und bis zum letzten erlebt der Leser nur eine einzige Szene, nämlich wie die Familie darauf wartet, dass sie mit Jakob aus dem Haus gehen, ins Auto steigen und davonfahren. Bruchstücke von Gesprächen zwischen der Mutter und den Brüdern, zwischen dem Inspektor und den im Raum anwesenden Familienmitgliedern stehen dazwischen, und aus ihnen setzt sich zusammen, was wir über Jakobs traurigen Niedergang erfahren. Norbert Gstrein hält diese dramatische Konzeption über volle hundert Seiten durch. Der Leser ist fast gewaltsam einer von denen, die auf das Unabwendbare warten. Er hört, wie auf einmal das Knattern der Motorräder aufhört, weil die Burschen draussen beobachten, was mit Jakob geschehen wird. Er sieht durchs Fenster, wie die uniformierten Männer aus dem Auto steigen, er hört, wie sie die Treppe heraufkommen, wie die Feder ächzt, mit der die Haustür ins Schloss gezogen wird. Dann hört er das Knarren der Holzdielen und wie die Männer näherkommen.

Gstrein erzählt eine einzige Szene, und innerhalb dieser Szene erzählt er Jakobs Geschichte. Ab und zu fällt der

Blick auf die Wanduhr. Zeitangaben sind dem Erzähler wichtig, er erwähnt das Geräusch des tickenden Pendels, man hört die Turmuhr schlagen. Aber so unerbittlich wir als Leser dadurch in die Szene, ins Warten auf das Unvermeidliche eingebunden sind, so beunruhigend sind die Ungewissheiten, in denen uns der Erzähler gleichwohl belässt. Er bindet uns, er fesselt und hält uns fest; aber er gibt uns — durch die Fragmente, die verschiedenen Informanten in den Mund gelegt sind — nicht die lückenlose Geschichte Jakobs. Der Leser muss seine Phantasie, seine Kombinationsgabe anstrengen, er muss sich zusammenreimen, was davon erfahrbar wird. Neben der Konzentration auf den Vorgang, wie Jakob geholt wird, ist es diese kunstvoll dosierte Mischung aus Nähe und Distanziertheit, die eine ungewöhnliche Sicherheit in der Handhabung erzählerischer Techniken verrät. Die Brüder Jakobs übernehmen einen Hauptteil der Erzählung, allerdings im Konjunktiv, probeweise, jederzeit im Begriff, das Thema zu wechseln. Wir könnten erzählen, sagen sie und bringen die eine oder andere Anekdote aus der Vorgeschichte an. Oder sie überlegen sich, was *«irgendwann davor oder danach»* gewesen war und wie sie also beginnen könnten. Alles aber, was auf diese Weise während des Wartens erzählt wird, ist Vorgeschichte der Tat, die in dem Augenblick schon begangen ist, in dem die Erzählung einsetzt. Jakobs Eigenheiten, auch die entscheidenden Schritte aus der zerstörten, denaturierten Gemeinschaft heraus werden sichtbar, und hautnah ist dem Leser die Szene, da sie den Täter holen. Die Tat jedoch bleibt wie ausgespart, kaum angedeutet, der Vermutung überlassen.

Norbert Gstrein hat mit diesem kleinen Buch ein Debüt, das in jeder Hinsicht vielversprechend genannt werden darf. Die österreichische Gegenwartsliteratur ist wahrlich nicht arm an interessanten und herausragenden Begabungen. Hier hat sich ein neuer Autor

mit seiner ersten Erzählung schon als Meister ausgewiesen.

Anton Krättli

¹Norbert Gstrein; «Einer». Erzählung. edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1988.

Mystik und Gnosis – vielgestaltige Strömungen der Geistesgeschichte

In der Mystik, Gnosis, Theosophie und Anthroposophie bis hin zur Tiefenpsychologie von C.G. Jung begegnen wir unzähligen Variationen faszinierender, irritierender Spekulationen über das Phänomen der Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen. Es ist nicht leicht, vielleicht sogar unmöglich, die divergierenden Formen dieser vielgestaltigen Erscheinungen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Von der verwirrenden Fülle dieser weithin dem esoterischen Bereich menschlicher Existenz verpflichteten Geistesströmungen legt ein jüngst erschienenes Buch beredtes Zeugnis ab: «*Gnosis und Mystik in der Geschichte der Philosophie*»¹. Im Wintersemester 1986/87 und im Sommersemester 1987 hatte Peter Koslowski, Direktor des Forschungsinstitutes für Philosophie in Hannover und Ordinarius für Philosophie und Politische Ökonomie an der Universität Witten/Herdecke, achtzehn Autoren – vorwiegend Philosophen und Philologen – zu einer Vorlesungsreihe eingeladen über das Thema: Philosophie, Mystik, Gnosis. Diese profunden Referate, wel-

che wesentliche Aspekte und Perspektiven gnostischer und mystischer Erfahrung und Erkenntnis im Laufe der Geschichte seit Plato bis in die Neuzeit entfalten, liegen jetzt in einem 400seitigen, teils hochwissenschaftlichen, teils allgemeinverständlichen Sammelband vor. Erstaunlicherweise nimmt in diesem Band der Irrationalismus nur wenig Raum ein; vielmehr geht es in den vorliegenden philosophischen Essays darum, mit den Mitteln der Vernunft und des Gefühls zu den Grenzen des Erkennbaren vorzustossen.

Der Reichtum und die Fülle dieses anregenden Buches kann hier nur stichwortartig angedeutet werden. Da begegnet der Leser grossen Theologen wie Origenes und Thomas von Aquin. Da werden massgebliche Mystiker wie Meister Eckhart, Nicolaus von Kues und Jakob Böhme ins Blickfeld gerückt. Da wird Paracelsus, ein Grenzgänger zwischen Mystik und Gnosis, mit seiner einzigartigen Leistung gewürdigt. Die Philosophen Leibniz, Fichte und Schelling kommen zur Sprache, speziell eben unter dem Aspekt mystischer Einflüsse auf ihr

Wirken. Besonders deutlich manifestiert sich die Spannung zwischen mystischer Erfahrung und rationalem Denken in der Darstellung des wohl bedeutendsten Philosophen Russlands: Wladimir Solowjew. Auf reges Interesse werden sicher auch die Ausführungen stossen über den Anthroposophen Rudolf Steiner, der in aussergewöhnlicher Weise die Gabe der Hell-sicht besass und aus seiner mystischen Schau das geistig Wesenhafte des Menschen erlebte und deutete, und mit seinen zahlreichen Büchern und Vorträgen schöpferische Impulse auslöste, vor allem auf dem Gebiet der Medizin, der Pädagogik sowie im künstlerischen Bereich. Eine verdiente Würdigung in diesem Sammelband findet auch das erstaunlich vielseitige tiefenpsychologische Werk von C.G. Jung, worin die Psychologie des menschlich Unbewussten eine dominierende Rolle spielt.

Was auch immer Grund und Anstoss bieten mag, dass in unserer modernen Gesellschaft vermehrt wieder ein offensichtliches Interesse für Mystik wach geworden ist — vielleicht aus Protest gegen den Materialismus, gegen die Veräusserlichung des menschlichen Lebens und Denkens —, die Literatur über das Thema Mystik wird immer umfangreicher. Ein kompetentes Werk, das einen zuverlässigen Einblick in die vielgestaltige Welt der Mystik und der Gnosis vermittelt, liegt in diesem Sammelband vor, der wohl über die Fachkreise hinaus auf breites Interesse stossen dürfte.

Vor dreissig Jahren erschien aus der Feder des Zürcher Theologen Walter Nigg ein Buch mit dem Titel: *«Heimliche Weisheit»*, worin er in kongenialer Weise das mystische Leben in der evangelischen Christenheit seit der

Reformation bis ins 19. Jahrhundert schilderte und für die von der Kirchengeschichte zumeist als Sonderlinge, Phantasten und Schwärmer geschmähten tiefreligiösen Gestalten eine Lanze brach. Nigg gibt zu bedenken: *«Das Mystische im wahren Sinn des Wortes kann nur der Mensch verstehen, der an ihm lebendigen Anteil hat und es nicht durch eine von aussen kommende, angeblich objektive Betrachtung beurteilen oder gar psychologisch analysieren will.»* Wer Walter Nigg persönlich begegnet ist oder einzelne seiner vielen Werke — sie sind alle mit Herzblut geschrieben — gelesen hat, der weiss, wie lebendig er selber stets Anteil nahm am Leben und Wirken derer, die er so überzeugend und beeindruckend schilderte. Wie einführend und liebevoll hat er vor allem die Aussenseiter der Christenheit, z.B. die christlichen Narren, die Ketzler und eben auch die Mystiker dem modernen Menschen nahegebracht.

Es ist kaum blosser Zufall, viel eher scheint es mir gleichsam ein geistiges Vermächtnis zu sein, dass nun im letzten, posthum erschienenen Werk² des am 17. März 1988 verstorbenen Pfarrers und ehemaligen Privatdozenten an der Universität Zürich nochmals drei hervorragende Gestalten der dominikanischen Mystik des Mittelalters eine exzellente Würdigung gefunden haben, nämlich: Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse, für die sich die Bezeichnung *«Das mystische Dreigestirn»* eingebürgert hat. Mystik ist ausschliessliche Konzentration auf Gott, ist lebhaft Besinnung auf das Wesentliche, ist Verwirklichung des übernatürlichen Lebens. Das Spezifische dieser in allen Zeiten und in allen Religionen sich manifestierenden geistigen Strömung liegt darin, dass die

innerste Lebensbewegung als mit dem Göttlichen identisch empfunden wird, dass das aus dem Zentrum der Seele hervorbrechende Erlebnis zugleich ein Ereignis des göttlichen Lebens ist. Oder anders formuliert: Alle Mystik beruht auf der Voraussetzung der Wesensgleichheit des innersten Seelengrundes mit der Gottheit. Diese über-rationalen Wirklichkeiten lebendig, anschaulich, packend, zündend zu entfalten und den Leser in seinen Bann zu ziehen, das ist Walter Nigg zweifellos auch in seinem letzten Buch glänzend gelungen. Selbst wer sich bis anhin kaum mit der Mystik befasst hat, wird sich von den drei geheimnisumwitterten, faszinierenden Gestalten, die Walter Nigg so fesselnd vor Augen führt, ein unvergessliches Bild einprägen. Nigg gibt unserer Zeit zu bedenken, dass die Mystik heute zum grossen Schaden der Kirche ganz in den Hintergrund getreten ist, dass diese Manifestation des Göttlichen aber, allem Zeitenwandel zum Trotz, immer wieder an die Tür der Menschen klopft. Johannes Tauler prägte den lapidaren Satz: *«Gäbe es solche Menschen (gemeint sind die Mystiker) nicht in der Christenheit, so stünde die Welt nicht eine Stunde lang.»* Walter Nigg sagt es etwas verhaltener, aber ebenso eindeutig: *«Die Christenheit besteht doch nicht wegen der Bischöfe und Prälaten, wegen der Doktoren und Professoren, sondern einzig und allein, weil die Mystiker und die Heiligen für sie bei Gott einstehen.»*

Sie tragen in aller Stille die Kraft Christi in die Welt hinein, und von den Gebeten dieser einsamen Mystiker wird die Genesung der Kirche ausgehen!» Diese Überzeugung deckt sich ganz mit der von Matthias Claudius, der schon im 18. Jahrhundert die Bedrohung seiner Zeit deutlich erkannte und auch auf die Mystik als *«die helfende Arznei»* hinwies. Erinnert sei hier auch an den ersten Generalsekretär der UNO, Dag Hammarskjöld, der als eifriger Leser Eckharts stark mystisch geprägt war, wie er dies etwa in einer Tagebuchaufzeichnung deutlich gemacht hat: *«Die längste Reise ist die Reise nach innen.»*

Der heutige Mensch ist bedroht von der äusseren Umwelt her; weniger offensichtlich, aber keineswegs geringer ist die Gefahr, dass sein religiöses Sensorium schwächer und schwächer wird. Walter Nigg hat mit seinem Schrifttum, zuletzt nun mit seinem Buch über das mystische Dreigestirn, einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Besinnung auf die tragenden und wegweisenden Kräfte und Mächte geleistet, die für die heutige Zeit heilsam und hilfreich sein könnten. Diese Lektüre kann nicht nachhaltig genug empfohlen werden.

Hans Beck

¹ Peter Koslowski (Herausgeber): Gnosis und Mystik in der Geschichte der Philosophie. Artemis Verlag, Zürich/München 1988. — ² Walter Nigg: Das mystische Dreigestirn. Eckhart, Tauler, Seuse. Artemis Verlag, Zürich/München 1988.

Das IKRK und der Holocaust in Ungarn

Die Debatte um die Rolle des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) im Zweiten Weltkrieg hat in jüngster Zeit neuen Auftrieb erhalten. Im Vordergrund steht dabei dessen Verhalten gegenüber der systematischen Judenvernichtungspolitik des «Dritten Reichs». Der israelische Historiker, Advokat und engagierte Liberale Arieh Ben-Tov präsentiert unter dem Titel *«Facing the Holocaust in Budapest»* eine in ihrer Sachlichkeit und dokumentarischen Untermauerung bemerkenswerte Studie, die sich schwergewichtig mit den Massnahmen beziehungsweise Unterlassungen des IKRK im Zusammenhang mit den in den letzten Kriegsjahren, ja Kriegsmontaten erfolgten Massenmorden an der jüdischen Bevölkerung Ungarns befasst¹. Der trotz seiner Nüchternheit erschütternde Bericht belässt den Leser nicht im Zweifel, dass ein entschlosseneres und politisch mutigeres Eingreifen des IKRK Zehntausenden von Menschen hätte das Leben retten können. Der angesichts des unermesslichen Leidens monumentale Vorwurf richtet sich — durch die sorgfältig recherchierten Dokumente unterstützt — nicht an die Adresse der IKRK-Repräsentanten in Budapest, sondern an die höchste Spitze des Roten Kreuzes, wobei auch prominente Vertreter der Schweizer Regierung im Zweiten Weltkrieg in wenig günstigem Licht erscheinen. Arieh Ben-Tov, selbst ein Überlebender des Holocausts in Auschwitz, widmet das Buch seinen Eltern und fünf Geschwistern, die alle in diesem Konzentrationslager umgekommen sind. Diese grausame Legitimation, sich mit dem Schicksal seiner

Glaubensgenossen in Ungarn auseinanderzusetzen, verleitet den Autor jedoch zu keinem Zeitpunkt zu einem emotional belasteten Urteil. Im Gegenteil, der Leser ist beeindruckt von der Akribie der Untersuchungen, von dem unermüdlichen Bemühen, auch Aktionen beziehungsweise Unterlassungen des IKRK historisch akkurat darzustellen, wo es schmerzt, wo es schmerzen muss, und zwar auch Leser, die das Glück hatten, nach dem Zusammenbruch des nazistischen Unrechtsregimes ins bewusste Leben zu treten.

Der sachliche Ton des Berichts und die sorgfältige Untermauerung aller Aussagen durch verifizierbare Vorgänge machen die Vorwürfe Ben-Tovs an die Adresse des IKRK um so gravierender. Der Autor beginnt seine auf den historischen Verlauf der Judenverfolgung in Ungarn abgestimmte Untersuchung mit der Feststellung, dass *«das IKRK nur geringes Interesse an der Notlage der Juden in Ungarn zeigte»*. Hätte das IKRK bei der Behandlung der Flüchtlingsfrage grössere Flexibilität gezeigt und wäre es *«der Vorstellung, dass es sich bei dieser Frage um eine interne Angelegenheit des Staates handelte, entschlossener entgegengetreten»*, so hätte mit der ungarischen Regierung eine den in der letzten Kriegsphase ausgeführten Massenmord an den ungarischen Juden verhindernde Vereinbarung getroffen werden können. Vom Herbst 1943 an, als das IKRK seinen ersten Repräsentanten in Budapest installiert hatte, waren, so Ben-Tov, dem IKRK und den Regierungen zwei wichtige Tatsachen bekannt. Sie wussten, dass Hitlers Niederlage unabwendbar und nur noch eine Frage der Zeit

war, und sie hatten Kenntnis von dem durch Hitler geplanten, systematischen Massenmord an den Juden. Gerhart Riegner, der Vertreter des World Jewish Congress in Genf, hatte Carl-Jacob Burckhardt, der dem Koordinationskomitee des IKRK angehörte, bereits Mitte 1942 über den deutschen Entscheid unterrichtet, die Vernichtung aller Juden in Europa in die Tat umzusetzen.

Während Ben-Tov die Arbeit beider IKRK-Repräsentanten in Budapest vorbehaltlos preist — erst Jean de Bavier (von Oktober 1943 bis Mai 1944), daran anschliessend Friedrich Born —, ist seine wiederholte Kritik an den *«langsamen und bürokratischen Reaktionen»* des IKRK in Genf auf Hilfsgesuche seiner Vertreter vor Ort nicht zu überhören. Der Autor ist sich allerdings gewahr, dass hinter den Verzögerungen und Unterlassungen in Genf nicht immer bloss administrative Schwierigkeiten standen, sondern dass es sich in den wesentlichen Fragen um politisch motivierte Inaktivität handelte. Ben-Tov geht ausführlich auf die Beziehungen zwischen dem IKRK und der Schweizer Regierung ein. Er sieht dabei den IKRK-Präsidenten Max Huber, 1918 Berater der Schweizer Regierung in Fragen der Aussen- und Neutralitätspolitik, als Schlüsselfigur. Er drückte der Organisation seinen Stempel auf als ein Präsident, der *«wegen seiner engen Beziehungen zum Schweizer Staat mehr um die Interessen der Schweiz besorgt war als um jene der Opfer, denen das IKRK hätte helfen sollen»*. Nach Ben-Tov war die Schweizer Regierung *«sorgfältig darauf bedacht sicherzustellen, dass das IKRK durch jemanden geführt wurde, bei dem man darauf zählen konnte, dass er nichts unternehmen würde, was Schweizer*

Interessen, insbesondere die Neutralitätspolitik, gefährden würde». *«In dieser Hinsicht war Max Huber der ideale Mann für den Posten.»*

Das Schweigen des IKRK-Präsidiums zur Misshandlung der Juden in Ungarn wurde mit einem Brief Hubers an den ungarischen Regenten, Admiral Horthy, am 5. Juli 1944 endlich gebrochen. In diesem Schreiben gibt Huber seiner Besorgnis über Berichte Ausdruck, in denen von *«scharfen Massnahmen gegen Juden ungarischer Nationalität die Rede sei»*, und ersucht die ungarische Regierung, jegliche Schritte zu vermeiden, die zu solchen Klagen Anlass geben. Unverkennbar ist, dass Huber nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter dem Druck externer, insbesondere amerikanischer Kräfte handelte. Auch war der Zeitpunkt, zu welchem der wichtige, bei Horthy Folgen zeitigende, aber wegen des baldigen Herrschaftswechsels in Budapest weitgehend wirkungslose Schritt unternommen wurde, selbst für den über vorsichtigen Huber nahe genug beim unabwendbaren Ende des *«Tausendjährigen Reichs»*.

Für die im Herbst 1944 intensivierten Übergriffe gegen Juden in Ungarn macht der Autor die *«ungarische Regierung, das ungarische Volk und insbesondere die Bewohner Budapests»* verantwortlich. *«Die Angriffe wurden durch die Regierung Szalasi organisiert.»* Für den IKRK-Repräsentanten in Budapest wie für die diplomatischen Vertretungen einiger neutraler Länder, insbesondere Schweden, Schweiz und Portugal, verblieb in dieser Endphase der Raserei nurmehr die Möglichkeit für *«Feuerwehroperationen»*. Tausenden von Juden wurden lebensrettende Schutzpässe ausgestellt, wobei Fried-

rich Born «*unschätzbare Arbeit zur Hilfe an die Juden in Budapest*» leistete.

Ben-Tovs Buch ist, über seinen Beitrag zur Geschichtsschreibung über die Rolle des IKRK während des Zweiten Weltkriegs hinaus, in dreifacher Hinsicht von aktueller Bedeutung. Zum einen sind wir auch heute Zeugen von Regimen, die ihre Untertanen als privates Eigentum ohne jede einklagbaren Rechte behandeln. Man denke an das Schicksal der Menschen in Kambodscha, der ethnischen Minderheiten in Äthiopien oder der religiösen Minoritäten und politischen Dissidenten im Iran. Zum zweiten sieht sich auch heute das Rote Kreuz als internationale Institution, die den Schutz des menschlichen Lebens über alle Rücksichten für nationale Souveränitäten zu stellen

hat, in der Ausübung dieser Rolle angefochten. Und zum dritten — und dies ist die zutiefst positive Schlussfolgerung aus einer der dunkelsten Phasen der Menschheitsgeschichte — ist es die Erkenntnis, dass ungeachtet aller grossen, individuell kaum mehr fassbaren Mächte, die in Katastrophensituationen der Menschheit am Werke sind, der Einzelne eine wichtige Rolle spielen kann — im negativen Sinne wie im Falle Hubers, aber auch und vor allem im positiven Sinne wie im Falle Friedrich Borns.

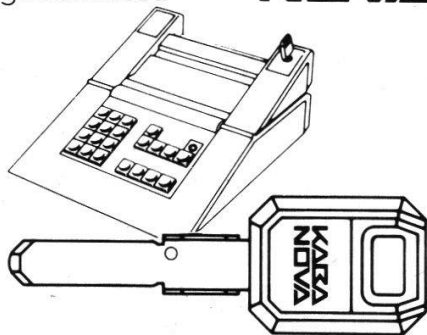
Urs Schöttli

¹ Arieh Ben-Tov, Facing the Holocaust in Budapest. The International Committee of the Red Cross and the Jews in Hungary, 1943—1945. Dordrecht 1988.

Der Schlüssel zur elektronischen Sicherheit.

KABA NOVA ist das Schliesssystem, das KABA-Präzisionsmechanik mit modernster Mikroelektronik verbindet: Ihre Sicherheit ist programmiert.

**KABA
NOVA**



Bauer Kaba AG, Postfach,
CH-8620 Wetzikon



**VIP und
Number One.**

Die Springli-Leader.

PARADEPLATZ, HAUPTBAHNHOF ZÜRICH, SHOP VILLE,
LÖWENPLATZ, STADELHOFERPLATZ, GLATTZENTRUM,
SC-SPREITENBACH, AIRPORT-SHOPPING KLOTEN

Hinweise

Henry Dunant – eine Bildbiographie

In der Reihe «Die grossen Schweizer», in der schon verschiedene Bände, zuletzt über Johann Caspar Lavater und über Paracelsus, erschienen sind, liegt jetzt neu die Bildbiographie von *Marc Descombes* über den «Finanzmann», «Phantasten» und «Gründer des Roten Kreuzes», Henry Dunant, vor. Die drei Charakterisierungen bilden zusammen den Untertitel des grossformatigen, mit vielen farbigen Illustrationen versehenen Buches, und sie gliedern auch den Text. Er erzählt zunächst von der Herkunft, vom Leben Genfs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und er erzählt von den geschäftlichen Unternehmungen, vornehmlich von den Aktivitäten in Algerien, wo Schweizer Siedler in Sétif Fuss gefasst hatten. Dunant, der sich in der Kolonialpolitik engagierte, wollte von Napoleon III. von Frankreich Konzessionen erhalten, und dies war das Motiv seiner Reise nach Italien, wo er die Wirklichkeit des Krieges und des Schlachtfeldes kennenlernte. Die Geschichte ist oft erzählt worden, und was aus der Idee entstanden ist, wie sich die humanitäre Institution des Roten Kreuzes segensreich bewährte, wenigstens wie weit sich der Kreis der Unterzeichner des Genfer Abkommens von 1864 bis 1988 ausgedehnt hat, ist in dem reich illustrierten Band im Anhang tabellarisch dokumentiert. Die Geschichte des Roten Kreuzes in den beiden Weltkriegen steht auf einem andern Blatt. Hier war die Gestalt des Gründers zu würdigen. Marc Descombes tut es ohne Überschwang, in genauer Kenntnis der Dokumente und

mit grossem Einfühlungsvermögen. Für die Übersetzung des französischen Originals zeichnet Reiner Pfeleiderer (*Schweizer Verlagshaus, Zürich 1988*).

Musil – Leben und Werk in Bildern und Texten

Als grossformatiger, 500 Seiten umfassender Bildband ist das Werk von *Carl Corino* erschienen, des derzeitigen Leiters der Literaturabteilung des Hessischen Rundfunks, der bereits verschiedene Publikationen vorzuweisen hat, darunter auch Studien zu einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Musils. Das Buch, das jetzt von ihm vorgelegt wird, ist mehr als eine Bilddokumentation. Schon der einleitende Essay – «Robert Musil – Genauigkeit und Seele» – lässt keinen Zweifel darüber, wie sehr sich Corino mit dem Dichter auseinandergesetzt hat und wie genau er sein Werk kennt. Er zeichnet ihn eingangs als einen «Mann mit vielen Eigenschaften», er spielt auf die schroffen Gegensätze in seinem Charakter an, und er tut es in der geschliffenen Form des pointierten, antithetischen Kurzporträts. Bis zuletzt, sagt er am Schluss seines einleitenden Aufsatzes, habe sich Musil mit der Harmonisierung der Gefühls- und der Verstandessphäre beschäftigt: «Als das wahre Leben erschien ihm ein Gleichgewicht der Kräfte des Gemüts und des Verstandes. Er nannte es, in seiner Dauerform, Geist.» Das Bildmaterial, auf das Corino zurückgreifen kann, ist erstaunlich reichhaltig. Musil selbst hat Photos leidenschaftlich

gesammelt, auch aus Illustrierten. Dann gab es alte Alben der Familie, auch aus der Familie der Mutter. Das Musil-Archiv in Klagenfurt, die Arbeitsstelle für die Musil-Forschung an der Universität Saarbrücken, der Herausgeber Adolf Frisé, die Erben des Dichters und viele andere haben Corino bei seinen Recherchen geholfen und ihm Material zugetragen. Jan Philipp Reemtsma half mit einem namhaften Betrag. Und so ist denn ein Buch entstanden, das aus der tiefen Vertrautheit seines Verfassers mit Musils Werk und Leben über Jahre hinweg gewachsen ist. Stationen der Biographie, Schauplätze der Dichtung, Dokumente der Geschichte fügen sich zu einem Ganzen (*Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1988*).

Cilette Ofaire:

«Ismé – Sehnsucht nach Freiheit»

In der noch jungen Reihe «Reprinted by Huber», die Charles Linsmayer als «offene Folge bemerkenswerter literarischer Texte aus der mehrsprachigen Schweiz» herausgeberisch betreut, ist die überarbeitete Übersetzung eines Buches erschienen, das es verdient, zum zweitenmal entdeckt zu werden. Verfasst hat es *Cilette Ofaire* (Pseudonym für Cécile Houriet), eine Neuenburgerin, die nach dem Handelsdiplom die Basler Gewerbeschule besucht und sich in Paris zur Malerin ausgebildet hat. Als sie mit dem Malerkollegen Charles Hofer verheiratet war, befuhren die beiden auf einem Hausboot die Flüsse und Kanäle Europas und boten ihre Werke auf Ausstellungen an Bord zum Kauf an. Cilette Ofaire hat ein Buch über die Odyssee zu Lande

geschrieben, «Le San Luca» nach dem Namen des Bootes. Und mit dem Novellenband «Sylvie Verlsej» schaffte sie den Durchbruch als Schriftstellerin. Ihr grösster Erfolg jedoch war «Ismé», das Buch, das jetzt als neuer Band in der Reihe «Reprinted by Huber» vorliegt. Es ist ebenfalls eine Bordgeschichte, aber jetzt ist die Autorin alleinige Herrin einer dampfbetriebenen Jacht auf dem Atlantik, hat zwei Italiener, ein Brüderpaar, als Mechaniker und Heizer angeheuert und schipperert als Kapitänin in den krisengeschüttelten und unheilswangeren Jahren 1933 bis 1937 um die spanische und portugiesische Küste. La Rochelle ist Ausgangspunkt, und «Ismé» ist das einzige, was Cilette Ofaire, schon über vierzig, nach dem Scheitern ihrer Ehe mit Charles Hofer noch geliebt ist. Sie studiert Navigation, verschafft sich das Patent und sticht in See, um aus ihrer Lebenskrise herauszukommen. In den Wirren des spanischen Bürgerkrieges hat sie die «Ismé» verloren. Ihr Buch aber zeugt von der Stärke, dem Freiheitsdrang und der Selbstverwirklichung einer ungewöhnlichen Frau, Charles Linsmayer hat der Neuausgabe verdienstvollerweise eine umfangreiche und illustrierte Biographie der Verfasserin beigegeben (*Verlag Huber, Frauenfeld 1988*).

Porträt des Wunderheilers Mesmer und seiner Zeit

Hans Peter Treichler ist durch ansprechende Publikationen («Gründung der Gegenwart», «Die Schweiz um die Jahrhundertwende») sowie durch Fernsehsendungen bekannt geworden. Als Historiker und

Geschichtenerzähler, als im guten Sinne populärwissenschaftlicher Autor wendet er sich vorwiegend der Sozial- und Kulturgeschichte der Schweiz zu, und diesen Gebieten ist auch das neue Buch Treichlers zugedacht: «*Die magnetische Zeit*». Mesmer ist dabei nur die dem Zeitalter gleichsam das Signet aufsetzende Figur. Es geht dem Verfasser um «Alltag und Lebensgefühl im frühen 19. Jahrhundert», und er bezieht zahlreiche Episoden und Persönlichkeiten in seine lebendige Darstellung ein. So begegnen wir denn auch Heinrich von Kleist auf seiner Aareinsel bei Thun und dem Hauslehrer Friedrich Hölderlin in Hauptwil bei der Industriellenfamilie Gonzenbach. Der «rote Faden» aber, modische Kennzeichen des Zeitalters, sind der Magnetismus, der Modearzt, auch die Scharlatane, die da nun auftreten. Aber da ist auch die Weltlage und — als beherrschendes Ereignis — Napoleons Russlandfeldzug, den wir in Treichlers Buch vorwiegend aus Briefen und Berichten junger Schweizer gleichsam aus der Perspektive des aktiven Zeitgenossen mitverfolgen können. Sie, die den Weg zur Beresina mitgemacht haben, wissen nicht nur von Heldentaten zu erzählen, sondern vom mühseligen, manchmal auch komischen Alltag der Soldaten, die einmal zum Beispiel aus Fettkerzen, die ihnen in die Hände fallen, eine Suppe kochen und Küchlein backen, worauf allen schlecht wird, so dass sie sich erbrechen müssen und zum Abmarsch nicht antreten können. Treichlers Buch enthält im Anhang Quellenangaben, Bildnachweise und ein Personenregister. Ganzseitige Illustrationen bilden eine weitere Einheit aus zeitgenössischen Darstellungen (*SV international / Schweizer Verlagshaus, Zürich 1988*).

Barbara Tuchmann: «Der erste Salut»

Die Amerikanerin Barbara Tuchmann, eine hervorragende Reporterin und im journalistischen Beruf erfahren, hat schon mehrere erfolgreiche Bücher geschrieben. Einiges Aufsehen erregte seinerzeit «*Die Torheit der Regierenden*», ein Werk, in welchem sie sich mit dem von Eigeninteresse bestimmten Handeln der Mächtigen vom klassischen Altertum bis zum Vietnamkrieg auseinandersetzte. «*Der erste Salut*» ist eine spannend geschriebene Darstellung des Krieges unter Segeln, der Seeschlachten zwischen Grossbritannien, Frankreich und Spanien im 18. Jahrhundert. Wie immer bei Tuchmann imponiert nicht allein die Informiertheit der Autorin, ihr «Material», sondern die Darstellungsgabe, die ihre Bücher so spannend macht (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1988*).



**Luft und Sonne
trocknen Ihre Wäsche
gratis**

Der Tumbler dagegen braucht pro Mal ca. 700 Watt.

BKW 

...mit der einleuchtenden Sparidee!